Wilhelm Wackernagel

Jugendjahre 1806—1833.

Dargestellt

von

Rudolf Wackernagel.

Mit 2 Bildnissen in Lichtdruck.

Basel,
C. Detloff's Buchhandlung.
1885.



Gezeichnet von Julius Hübner, 1822.

Lichtdruck von B. Bossert, Basel.

Wilhelm Wackernagel

Jugendjahre 1806—1833.

Dargestellt

von

Rudolf Wackernagel.

Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck.

Basel,
C. Detloff's Buchhandlung.
1885.

Vorwort.

Am nahe bevorstehenden vierten Adventsonntage wird sich zum fünfzehnten Male der Tag jähren, an welchem zu Basel Wilhelm Wackernagel die Augen schloß. Damals weckte die Kunde von diesem Hinschied in weiten Kreisen Klage und Trauer. Viele erhoben ihre Stimme, um die Empfindungen auszusprechen, die der Tod des Freundes, des Genossen, des Meisters, des Lehrers in ihnen erregte, um das Bild zu schildern, welches sein Wesen und Wirken ihrer Seele eingeprägt hatte; damals auch ist von vielen in einfachen Linien eine Darstellung seines Lebens gezeichnet worden. Ich nenne unter den Letztern vor allem Vögelin und nach diesem zunächst Götzinger; sie Beide haben von verschiedenem Standpunkte aus Wilhelm Wackernagel trefflich geschildert.

Erst heute, in vorliegendem Buche, tritt eine Geschichte seines Lebens vor die Oeffentlichkeit; aber sie bedarf der Nachsicht in mehrfacher Beziehung. Einmal um ihrer Unvollständigkeit willen; denn sie behandelt nur Wackernagels Jugendjahre; — und nicht minder um des Verfassers selbst willen. Ich fühle deutlich, in wie manchem Betrachte es besser gewesen wäre, wenn eine andere Hand als die des Sohnes dieses Buch geschrieben hätte: vieles wäre mit größerer Bestimmtheit dargelegt, vieles wohl auch verschwiegen worden, die ganze Darstellung hätte jene gleichmäßige und klare Ruhe erhalten, die nur der völlig objectiv Darstellende seinem Werke geben kann. Namentlich aber hängt mit diesem Umstande der andere zusammen,

daß diese Biographie Wackernagels nur einen Teil seines Lebens in sich schließt; es lag dies ursprünglich nicht in meinem Plane, und erst im Fortschreiten der Arbeit fühlte ich mich gezwungen, diesen Plan enger zu begrenzen, die Biographie mit der Uebersiedelung von Berlin nach Basel abzubrechen. Denn es leitet diese Uebersiedelung ein völlig neues Leben Wackernagels ein, ein Leben, dessen mancherlei Beziehungen sich der Darstellung durch die Hand des Sohnes gewaltsam entrücken; was der Uebersiedelung vorangeht, ist eine Folge von Thatsachen und Verhältnissen, welche ich doch unbefangener, teilweise fast wie eine fremde Erscheinung betrachten konnte.

Auf diesem Wege bin ich dazu gelangt, nur ein Fragment zu geben; aber ich glaube, daß auch dieses Fragment nicht ohne Werth sei. Denn es ist in gewissem Maße doch abgeschlossen in Folge der tiefgreifenden Wirkung, welche Wackernagels Berufung nach Basel auf sein Leben ausübte, abgeschlossener sicherlich als manche Jugendgeschichte anderer Männer; und innerhalb dieses Rahmens welch' wundersam bewegte Zeit, welch' merkwürdige Entwickelung eines Menschenlebens! Man mag jene Jahrzehnte die Zeit der Reaction nennen und hieran Behauptungen knüpfen, über deren Berechtigung zu streiten nicht dieses Ortes ist; aber man übersehe doch nicht, wie gerade damals das Gebiet des geistigen Lebens ein so fruchtbares war, fruchtbarer als je nachher bis auf unsere Tage, fruchtbar in Folge einer ungemeinen Regsamkeit auf diesem Gebiete. Und wie sehr war diese reiche Thätigkeit durchdrungen von einem idealen Zuge, dessen unsere heutigen gemehrten und geschärften Kenntnisse zu ihrem Schaden entbehren! Dieser Zug lebte in den Dichtern und Künstlern jener Jahre und nicht minder in den Männern der Wissenschaft, vorab derjenigen Wissenschaft, die

damals ihr jugendlichkräftiges Blüthenalter feierte, und in deren Bereich auch dieses Buch gehört, der Germanistik. Eine derartige Auffassung des dritten Jahrzehnts unsres Jahrhunderts trifft mit gleichem Rechte zu bei dem damaligen Berlin wie bei dem damaligen Basel, und zwischen diesen beiden Polen spielt das Jugendleben Wilhelm Wackernagels: ein Leben, in welchem alle die Elemente, die den eigenthümlichen Reiz jener Zeit bedingen, sich vereinigen.

Die Quellen, aus denen meine Darstellung geschöpft ist, sind mannigfaltig: Acten von Behörden, literarische Journale und Zeitschriften, vor allem Briefe sind die hauptsächlichsten derselben. Wilhelm Wackernagel hat die an ihn gelangten Briefe beinahe vollständig hinterlassen, und es galt nun vor allem zu deren Ergänzung diejenigen Briefe, welche er selbst geschrieben hatte, sei es in Original sei es in Abschrift zu erhalten und in jene einzuordnen. Es ist mir dies in den meisten Fällen gelungen, und ich will auch an dieser Stelle den Dank wiederholen für die gütige Willfahr, welche mir bei diesem Bestreben zu Teil wurde. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle denjenigen allen namentlich zu danken, welche überhaupt meine Arbeit durch große oder kleine, anhaltende oder vereinzelte Beihilfe gefördert, ja ermöglicht haben; ich bitte jeden einzelnen derselben, diese Worte so entgegenzunehmen, als wären sie nur an ihn geschrieben, und ihnen den Klang herzlicher Erkenntlichkeit abzufühlen, den sonst nur die persönliche Dankbezeugung besitzt.

Daß mein Buch vor allem aus Briefen geschöpft ist, wird an mancher Stelle zu verspüren sein, nicht nur an solchen, wo Briefe ausdrücklich wiedergegeben wurden. Ich habe letzteres möglichst selten, nur dann gethan, wenn es zur Darstellung

eines einzelnen Momentes wirklich nöthig schien; von der heute beliebten Art, Biographien aus Briefen und Briefauszügen zusammenzusetzen, wollte ich mich so ferne als thunlich halten. Denn wie sehr leidet nicht bei diesem Verfahren der Leser, dem es um Erkenntniß des hauptsächlichen und wissenswürdigen in dem dargestellten Leben zu thun ist, unter der Ungleichmäßigkeit des Stoffes, einer Folge zufälligen Vorhandenseins oder Fehlens von Briefen, und unter der Fülle nebensächlicher Einzelheiten. Ich habe danach getrachtet, diesem Fehler aus dem Wege zu gehen; mögen meine Leser auch hier nachsichtig urteilen, wenn die Ausführung da und dort der Absicht nicht entsprechen sollte.

Zum Schlusse sind noch wenige Worte über den poetischen Anhang zu sagen; derselbe soll eine Ergänzung und Nachlese dazu bieten, was in der von Salomon Vögelin besorgten Auswahl der Gedichte Wackernagels (Basel 1873) von dessen Poesien der vorbaslerischen Zeit mitgeteilt ist. Diese Nachlese enthält zunächst einzelne Gedichte aus denjenigen Quellen, aus welchen auch schon Vögelin geschöpft hat, außer diesen aber noch weitere teils nur handschriftlich teils im Druck überlieferte Stücke, die erst mir bei ausgedehnterem Sammeln bekannt wurden. Einige größere Poesien, wie „Kaiser Rudolf", wie namentlich die schöne Tenzone über „Wein, Weib und Gesang", misse ich in diesem Anhange nur ungerne; sie mußten aus Raum- und Zeitrücksichten bei Seite gelassen werden.

Basel, 1. December 1884.

Rudolf Wackernagel.

I.

Am 28. Januar 1765 wurde in der Universitätsstadt Jena geboren Johann Wilhelm Wackernagel, wahrscheinlich als Sohn des Buchdruckers Johann Balthasar Wackernagel und der Henrika Christiana geb. Kohlhausen. Im Jahre 1772 starb der Vater; der Sohn ergriff dessen Gewerbe, das Handwerk eines Buchdruckers.

Johann Wilhelm Wackernagel verließ Jena im Sommer 1785 und reiste nach Leipzig; 1788 war er in Zerbst conditioniert, von wo er im August dieses Jahres seiner Kunst nach sich nach Berlin begab. Hier in Berlin ließ er sich bleibend nieder und fand bald Anstellung in der Unger'schen Buchdruckerei; am 24. Oktober 1790 gründete er sich auch einen eigenen Hausstand durch Vermählung mit Agnes Sophie Schulze aus Altona. Zur selben Zeit auch scheint er schon Faktor und bald Mitteilhaber der Unger'schen Officin geworden zu sein.

Seine Frau hatte ihm zwei Mädchen, Friederike und Luise, und zwei Knaben, Philipp und Karl, geboren; im Jahre 1806, am 23. April, dem Geburts- und Todestage Shakespeares und

Geburtstage Hagedorns, Nachmittags um 4 Uhr, kam sein fünftes und letztes Kind, wiederum ein Knabe, zur Welt. Die Familie wohnte damals im Hause Nr. 10 an der Kreuzgasse.

Am 25. Mai fand in der Friedrichs Werderschen Kirche die hl. Taufe statt, bei welcher der Knabe die Namen Karl Heinrich Wilhelm empfieng; Taufzeugen waren: Herr Wilhelm Löwe, Herr Sekretär Fischer, Madame Brillert, Madame Schmidt und Madame Freitag.

Von den mächtigen Ereignissen, die in jener Zeit das Gefüge der halben Welt erschütterten, wurde auch der Buchdrucker Wackernagel berührt. Der Knabe Wilhelm war ein halbes Jahr alt, als die Schlacht von Jena geschlagen wurde und dort Ruhm und Macht seines Vaterlandes Preußen in blutigen Staub sanken; in die vom König verlassene Hauptstadt zog der fremde Sieger ein, die französische Herrschaft in Berlin begann.

Im selben Jahre 1806 noch, vielleicht auch zu Beginn des folgenden, erhielt Johann Wilhelm Wackernagel das Amt eines Kriminalkommissärs, ein schweres und verantwortungsvolles Amt in jenen Zeiten. Sein Einkommen war nur gering, und es fiel ihm nicht leicht, seine Familie mit Ehren durchzubringen. Auch die Mutter mußte daher neben ihren häuslichen Verrichtungen um Geld arbeiten: sie stickte in Gold, und mit der Zeit erlernten auch die Schwestern diese Kunst und waren so im Stande, zum Unterhalt der Familie beizutragen.

Hiezu waren die drei Knaben Philipp, Karl und Wilhelm nicht im Stande; sie giengen nach und nach zur Schule, und für jeden mußte das Schulgeld aufgebracht werden. Die Anstalt, welche Philipp und Karl besuchten, das Gymnasium zum grauen Kloster, konnte ihnen keine Freistellen gewähren, so daß sich der Vater entschloß, diese beiden Knaben in die Currende

eintreten zu lassen, aus deren Einnahmen das Schulgeld bestritten werden konnte.

Wilhelm war wohl noch zu jung, um hieran Teil zu nehmen; auch besuchte er noch nicht das Gymnasium. Seine Knabenjahre vergiengen nach der Knaben Weise, neben der Schule im fröhlichen Spiel mit den Freunden. Wenn ihn das Spiel nicht fesselte, gieng er mit einem Buche bei Seite; da liebte er es, in die Aeste eines Baums, etwa im Tiergarten, hinaufzusteigen und sich da am Lesen zu erfreuen. Er war ein freundliches Kind, schön von Angesicht mit langen blonden Locken. —

Wackernagels erste Jugendzeit war begleitet vom Getöse des wilden Krieges: er war geboren zwischen den Schlachten von Austerlitz und Jena, und zugleich mit seinem Leben begann die Zeit der tiefsten Erniedrigung für sein Vaterland und für ganz Deutschland. Aber diese schmachvolle Zeit gieng vorüber; er war ein kleines Kind, als König Friedrich Wilhelm wieder in Berlin einzog, als die Wiedergeburt des ganzen Staatskörpers begann, und von da an konnten seine Erinnerungen nur noch haften an glorreichen Thaten der Erlösung und des Sieges.

Eine dieser ersten Erinnerungen war die schauerliche Heimkehr der französischen Armee aus Rußland, „von Moskau's weitem Grabgefild", um die Jahreswende 1812 auf 1813, und auf dieses erste Bild des zerschmetterten Feindesheeres folgte sofort das zweite Bild der in Berlin einziehenden, als Erretter gepriesenen Russen, vorab der Kosaken. Wackernagel erzählte noch in späten Jahren davon, wie die bei seinem Vater einquartierten Kosaken ihn auf die Kniee nahmen, ihn streichelten und herzten.

Er war damals sieben Jahre alt. Zwei Jahre später trat er aus der Bartschischen Schule in das Gymnasium zum grauen Kloster über, dem damals auch seine Brüder noch als Schüler angehörten. Am 3. April 1815 wurde er hier in Groß-Sexta aufgenommen.

Wackernagel hatte diese Schule erst während eines halben Jahres besucht, als ihn und die übrige Familie ein unendlich schwerer und folgenreicher Schlag traf: am 12. November 1815 starb der Vater, noch nicht einundfünfzig Jahre alt, wohl ein Opfer des damals in Berlin herrschenden Nervenfiebers. Kurz vorher erst war seine Beamtenstellung befestigt und wesentlich verbessert worden; die Freude hierüber war von kurzer Dauer, und an die Stelle froher Hoffnungen traten Kummer und Sorge.

Ein Kollege des Vaters, der Kriminalkommissär Gemmel, wurde Vormund der Kinder; er war ein harter und rauher Mann. Auf der Mutter allein ruhte nun alle Sorge für das Hauswesen und den Unterhalt des Lebens; die beiden ältern Söhne mußten die Schule verlassen, Philipp um sich bei einem Justizrath als Schreiber zu verdingen, Karl um bei einem Lakierermeister in die Lehre zu gehen. Wilhelm blieb in der Anstalt, von der er wohl den Genuß eines Stipendiums oder eines Freitisches hatte. Auf alle Fälle war es ein schweres Leben, und der Knabe Wilhelm hatte von der Sorge um's tägliche Brot gar manches zu sehen und zu hören. Die kunstreiche Arbeit der Mutter und der Schwestern bot guten Verdienst, aber sie ruhte öfters, und dann war oft das nöthigste zu entbehren. Wackernagel blieb aus jener Zeit das Bild in Erinnerung, wie einst die Mutter arbeitsuchend ausgegangen war und bei ihrer Heimkehr schon von weitem mit dem Tuche, das sie sticken sollte, winkte und frohlockte: Kinder, wir haben wieder Arbeit!

Aber nach nicht langer Zeit wurde den Kindern auch ihre treue Mutter genommen: sie starb am 29. Oktober 1818, und die Geschwister standen nun ganz allein da. Die Leitung ihrer Angelegenheiten lag jetzt einzig in den Händen des Vormundes Gemmel, der sein Amt mit guter Meinung, aber ohne Rücksichten und zartere Fürsorge versah; wo es ihm an Milde gebrach, da mußte die Tante Schmidt eintreten, die den verwaisten Geschwistern die Mutter ersetzte. Sie war es auch, die für Wilhelm treulich sorgte, täglich durfte er an ihrem Tische essen.

Die Geschwister führten einträchtig ein stilles und bei aller Sorge fröhliches Leben. Die beiden Schwestern, wenn nicht die kleine Haushaltung zu thun gab, stickten wie früher mit der Mutter in Gold und übten diese Arbeit mit Kunst und beharrlichem Fleiße oft bis in die späte Nacht. Wenn ein schweres Stück, wie eine Bischofsmütze, ein Generalkragen, zu sticken war, durften Sorgfalt und Ausdauer nicht fehlen, und der Lohn stand nicht immer in richtigem Verhältniß zu der Mühe der Arbeit. Saßen so die Schwestern an ihrer Arbeit, so war Wilhelm gerne dabei, sang mit ihnen oder las ihnen aus den Märchen der Brüder Grimm vor, die er sich vom Prediger Wilmsen geliehen hatte. Philipp und Karl lebten viele Zeit außer dem Hause; sie waren bald im Stande, für ihren Lebensunterhalt wenigstens teilweise selbst zu sorgen. Philipp war 1819 nach Breslau, kurz darauf nach Halle zu Raumers gekommen; aber auch in der Ferne lebte er mit den Geschwistern in treuem und traulichem Verkehre fort. Er war ihr Berather und Mahner und Tröster in schweren Augenblicken, wo bei Vormund und Verwandten kein Trost und kein Rath zu finden war, und erfüllte diese Aufgabe wie eine heilige und schöne Pflicht.

Die Familie Wackernagel war nicht nur arm an äußern Mitteln, sondern auch im allgemeinen von untergeordneter socialer Stellung; sie gehörte dem kleinen Bürgerstande an. Aber sie war reich an himmlischen Gütern und menschlicher Tüchtigkeit, vornehm von Gesinnung; daher der gute Geist, der als Erbe der Eltern auch das Leben der verwaisten Kinder einigte und veredelte; daher die Freudigkeit, mit der alle Entbehrungen getragen wurden, um den beiden Brüdern Philipp und Wilhelm die Ausbildung zu ermöglichen, die ihren geistigen Anlagen gemäß war.

Wilhelm war in den fünf Jahren, während welcher er das graue Kloster besuchte, ein guter Schüler: die Lehrer lobten an ihm den Fleiß, den er auch in seinen Hausarbeiten beweise, und die meist lebhafte Aufmerksamkeit. Was sie an seinem Betragen zu tadeln hatten, war vorlautes und kindisches Benehmen, hie und da Unruhe und Zerstreutheit. Er war ein frischer lebendiger Knabe, der sich nicht leicht in alle Regeln fügen und seinen Sinn oft andern Dingen nachjagen ließ, die nicht zum Gange des Schulunterrichts gehörten. Er gieng gerne mit Freunden und wurde von ihnen gesucht. So fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, wenn die Schulzeit vorüber und auch die Hausarbeit gethan war, sich im Freien zu vergnügen; weitere Ausflüge waren seine besondere Freude, und er ließ keine Ferien vorübergehen, ohne solche im Begleit von Freunden in die Umgegend Berlins, zu unternehmen. Seinem lebendigen Auge zeigten sich dann alle Schönheiten der Natur, und neben ihnen blieb nicht unbeachtet, was von Ueberresten der menschlichen Thätigkeit früherer Zeiten noch zu schauen war. Wie freute er sich schon lange zuvor auf die Osterferien des Jahres 1820, um mit einem Freunde nach Brandenburg zu wandeln und „dort in herrlicher

Lenzluft vor dem Rolandsbilde zu stehen und nach dem alten Dom, auf die alten Weinberge wo sonst Götzentempel standen, und durch die üppigen Havelbrüche zu wandeln".

An solchem Treiben und Leben hatte Wilhelms Bruder Philipp eine herzliche Freude. Er war Jahns Lieblingsschüler in Berlin gewesen, er selbst ein Turner von vollendeter Kraft und Gewandtheit und voll edeln heiligen Feuers. So ermahnte er ihn denn: „Wilhelm werde nicht laß, tüchtige Angriffe zu thun auf Alles was noch vor Dir liegt; lerne für's Leben; denn es ist viel zu lernen, aber für's Leben; denn Du mußt wissen, daß Dir sonst nichts nütz ist. Drum laß auch nicht ab vom Turnen, sei nicht für Dich auf der Stube, geh' Du zu andern, laß andere zu Dir und gehe mit ihnen. Das ist die heiligste Pflicht jetzt, deren Versäumung sich bitter rächt in mancherlei Nachwehen, daß Du Dich einlebest in die Zeit die Dir kommen soll, frisch, frei, fröhlich und fromm".

Solche Worte fanden in Wilhelms Gemüthe einen weichen empfänglichen Boden. Er auch stand ja jetzt im Verkehre mit Jahn und besuchte diesen, als er zu Spandau gefangen saß. Er gieng auf den Turnplatz und nahm Teil an den regelmäßigen Uebungen wie auch an allen Turnfahrten. Aber seine Beteiligung an diesen Dingen blieb keine bloß äußerliche, sondern wurde ihm eine heilige Herzensangelegenheit. Die Zeit war nicht dazu angethan, daß eine Natur, wie diejenige Wackernagels von ihren Bewegungen nicht mit wäre ergriffen worden.

Es ist bekannt, welch' eine Aufregung damals die Herzen der deutschen Jugend ergriffen hatte, und wie diese in ihren besten und edelsten Teilen sich auf eine Weise bemerkbar machte, welche uns nur fremdartig erscheinen kann. Es war im Grunde

nichts weniger als Auflehnung gegen den Staat in der Form, in welcher er damals bestand, gegen die Regierung in dem Verfahren, welches sie damals befolgte. Es war ein revolutionäres Treiben; den Anstoß dazu hatten die Freiheitskriege gegeben. Wie in diesen das Joch fremder Herrschaft war siegreich abgeschüttelt worden, so erhofften die Jünglinge jetzt als weitere Früchte des Sieges eine Erneuerung des ganzen inneren Staatsorganismus wie nicht minder eine Erhöhung der äußern Stellung durch Wiederbegründung des vor einem Jahrzehnt erst gestürzten alten deutschen Reiches. Mit diesen politischen Wünschen in Verbindung traten die Empfindungen, die von einem neuen Zuge dichterischer Schöpfung und gelehrter Arbeit in Verherrlichung der deutschen Vergangenheit geweckt wurden. Man suchte in den versunkenen Jahrhunderten Trost für die Enttäuschungen der Gegenwart und glaubte, dort auch die Vorbilder zu finden, nach denen diese umzubilden sei. Aus allen diesen Elementen bildete sich der Geist, der die damalige männliche Jugend Deutschlands so mächtig ergriff; aber er führte sie nicht zu Handlungen, wie diejenigen waren, welche die Revolutionäre von 1848 so gemein erscheinen lassen. Dazu waren jene Jünglinge zu unpraktisch, richtiger gesprochen zu ideal; sie begnügten sich damit, in frischen Liedern ihr Herz zu öffnen, auf dem Turnplatze ihren Leib zu stärken und ihren Muth zu beweisen. Sie wollten, und dies darf nicht übersehen werden, keineswegs allein eine Reform der äußern politischen Lage ihres Vaterlandes, sie erstrebten vor allem auch eine christliche und sittliche Erneuerung ihres eigenen Lebens. Dieses Streben giebt allem ihrem Handeln seine Weihe und versöhnt auch mit ihren Verirrungen; es unterscheidet jene Bewegung deutlich und klar von allen, die mit ihr könnten verglichen werden. In dieser

Richtung bewegte sich vor allem auch Jahns segensreiche Wirksamkeit: er wollte, daß auf dem Turnplatze nicht bloß die Kräfte geübt würden zu ernstem Kampfe gegen äußere Feinde; es sollten hier auch der Körper und die Seele gestählt werden gegen Weichlichkeit und Ueppigkeit, gewöhnt werden an Selbstbeherrschung und Zucht.

So beschaffen war der neue Geist, der unter der Jugend sein Wesen trieb. Unter den Studierenden bildete sich die Burschenschaft; andere Jünglinge, Handwerker und Kaufleute, vereinigten sich mit den Studierenden auf den Turnplätzen. Zu dem ganzen Treiben als zu einem ungefährlichen schwiegen noch die Behörden, bis die wahnsinnige That eines Einzelnen, Kotzebues Ermordung durch Sand, den ganzen Bund dem Verdacht verbrecherischer Pläne unterstellte, so daß allenthalben die Regierungen sich zu strengem Einschreiten, bald zu völliger Unterdrückung aller dieser Bestrebungen verpflichtet glaubten. Es ist bekannt, in welcher Weise sie dieses thaten.

Als die Dinge diese Wendung genommen hatten, war der Turnplatz schon längst kein fremder Ort mehr für Wilhelm. Er besuchte ihn mit seinen Schulgenossen August Sybel, Liebetrut, Hohnhorst, u. A., mit Karl Bräuer und sonstigen Freunden. „Wie ist es mit dem Häuflein der Geweihten des Vaterlandes?“ schrieb ihm wenige Jahre später sein Bräuer, „gar manchmal sehne ich mich, mit Dir Abends wie sonst einen Gang nach dem mir unvergeßlichen Haine machen zu können, zu dem Haine, wo in rüstigem Spiele und in brüderlichem Umgange manch schlicht Gemüth heiße Liebe und Kampflust zu Liebe dem deutschen Vaterlande gezogen haben; unter den vielen Berufenen haben nur wenige Auserwählte ihr ganzes Leben dem Vaterlande geweiht!“

Wilhelms ganzes Herz gehörte diesem Streben, und er zweifelte nicht daran, daß auch er berufen sei, für Freiheit und Einheit des Vaterlandes einzustehen. Zur Zeit von Sands That war er dreizehn Jahre alt, aber er hatte schon nachgedacht und Pläne ausgebildet über vieles, das nur Sache gereifter Männer sein konnte. Er bewegte diese Gedanken hin und wieder und war unbesonnen genug, sie sogar den Briefen anzuvertrauen, welche er seinem Bruder Philipp nach Breslau schrieb. „Nun folgen meine Gedanken über Teutschland", äußerte er in einem Briefe vom 27. November 1819, „man könnte es in folgender Weise theilen: Oberrhein (Schweitz und Baden), Mittelrhein, Niederrhein (die Niederlande), Weser-Kreis, Main-Kreis, Unter-Elbe, Mittel-Elbe, Ober-Elbe (Böhmen und Mähren), Inn-Kreis, Donau-Kreis, Unter-Oder, Ober-Oder (Schlesien), Weichsel-Kreis (Preußen). Das wären 14 Kreise, in deren jedem werden von Abgeordneten des Adels und Volkes Kreisräthe gewählt, die nach der Größe der Kreise gleichmäßig einzelne Gauen verwalten. Diese wählen aus ihnen von 3 zu 3 Jahren Herzöge, und diese einen tüchtigen Kaiser auf Lebenslang, der jedoch, so wie die Herzöge und Kreisräthe, wegen triftiger Gründe abgesetzt werden darf. Die Gesetze giebt der Kaiser. Ihre erste Billigung oder Mißbilligung erhalten sie von den Herzögen auf den jährlichen Reichstagen und ihre zweite von den Kreisräthen auf den Kreistagen. In der Hauptstadt jedes Kreises ist ein Kreisgericht, in der Hauptstadt des Reiches ein Ober-Reichsgericht. Außerdem muß aber auch noch zur Entscheidung kleiner Rechtsfälle in jedem Gaue ein Gericht sein, dessen Verwalter der Kreisrath ist, der des Gaues Aufseher ist. Aller Kriegsdienst im Frieden ist aufgehoben. Ein Jeder, wes Standes er sei, wird ein Jahr durch 4 Wochen

in den Waffen geübt und dann wieder entlassen. Wenn ein Krieg ausbricht, so ist der Kaiser selbst oder der Unterherzog, der für ihn seinen Kreis verwaltet, Heerführer."

Philipp in Breslau stand damals bereits unter polizeilicher Aufsicht; er war als Demagoge verdächtig, seine Briefe und Tagebücher wurden untersucht, und er hatte strenge Verhöre zu bestehen. Die an ihn gerichteten Briefe wurden eröffnet und geprüft, nnd so fiel auch dieser Brief Wilhelms, wie noch andere von ihm mit ähnlichen Aeußerungen, in die Hände der Polizei. Nun wurde auch Wilhelm in Berlin verhört, aber nicht weiter gegen ihn eingeschritten, außer daß man ihn mit dem Stadtbann belegte d. h. ihm verbot, ohne Erlaubniß die Stadt zu verlassen. Man betrachtete seine Handlung vielleicht als das was sie in der That war, als eine kindische Thorheit. Aber in der Staatszeitung und daraus in Haude und Speners Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen wurden seine Briefe nebst denen anderer gleichgesinnter Jünglinge als „aktenmäßige Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Teutschland" veröffentlicht; in der Schule wurde er mit argwöhnischem Auge betrachtet. Dennoch promovierte er zu Ostern 1820 nach Großtertia, zu seinem eigenen Erstaunen; er wußte zwar, daß er ein gutes Examen bestanden hatte, meinte aber seiner demagogischen Verdächtigkeit wegen nicht promovieren zu können.

Philipp war froh hierüber, um so mehr als er die brieflichen Aeußerungen Wilhelms ernstlich mißbilligt hatte. Seine Meinung war, daß er so etwas ganz hätte sollen bleiben lassen, nur fleißig lernen und die Bibel lesen, dem lieben Gott sein armes Vaterland anheimstellen, dafür beten und seine Liebe sich eine Führerin sein lassen zum Mannesalter der That.

Die Beförderung nach Großtertia war erfreulich nicht nur als Zeichen der Nachsicht der Behörden; sie war auch ein über die künftigen Lebensschicksale Wilhelms entscheidender Schritt. Er war jetzt vierzehn Jahre alt geworden, und es mußte beschlossen werden, ob er die Schule weiter besuchen und sich dadurch zum spätern Studium vorbereiten, oder ob er aus der Schule ausscheiden und ein Handwerk ergreifen solle. Es war die Absicht vorherrschend letzteres zu thun: Wilhelm sollte zu dem Lakierer Schulz gebracht werden, bei dem auch Karl arbeitete. Aber Karl rieth sehr davon ab; denn Wilhelm lasse sich noch viel weniger als er sein Recht nehmen, schweige noch viel weniger zum Unrecht still, und das müsse man bei Schulz thun; auch sei er ja in Wissenschaften u. dgl. doch klüger als alle die Geschwister. Wilhelm wünschte nichts mehr als studieren zu können, er war innerlich schon dazu entschlossen, 'aber bisher hatte ihn dies zu sagen die Furcht zurückgehalten, daß Rike und Wise (Friederike und Luise) es nicht ausführen könnten. Nun aber erklärten die Schwestern, ihn erhalten zu wollen, und damit war die Sache entschieden.

Wilhelm besuchte seit Ostern die neue Klasse; er glaubte, sein Vergehen vom letzten Winter sei vergessen und verziehen, er hielt sich für völlig sicher und begieng so eine neue Unbesonnenheit. Mitten im Schuljahre und trotz dem Stadtbanne, in dem er sich befand, ohne Erlaubniß weder des Vormunds noch des Direktors noch der Behörde verließ er Berlin und machte sich auf nach Breslau, seinen Bruder Philipp zu besuchen, der in jenen Tagen nach Halle zu Karl von Raumer verreisen sollte. Wilhelm wollte ihn vorher noch sehen, wollte auch Breslau kennen lernen, und unternahm darum diesen Ausflug. Es war in den schönen Tagen des Juni, die ganze

Strecke wurde zu Fuß durchwandert. Als er in Breslau eintraf, war Philipp ob diesem „dummen Streiche“ erschrocken und schalt Wilhelm tüchtig; und doch war ihm das Zusammensein mit dem lieben jungen Bruder ein großer Genuß. Wilhelm lernte auch Philipps Freunde in Breslau kennen, er durchstreifte mit ihm die Umgebung der Stadt; am 19. Juni verreisten sie, Philipp um nach Halle, Wilhelm um nach Berlin zurück zu wandern. Das erste Stück Weges machten sie zusammen bis Bunzlau; hier trennten sich ihre Wege. Wilhelm zog allein weiter, über Sprottau, Sorau, Ziegendorf, Guben, Neuenzelle; die Fußwanderung war oft mühselig, unter brennender Sonnenhitze im Sande, der ihm bis an die Knöchel reichte. Die Nächte wurden auf Heuböden zugebracht. Dennoch bot ihm die Reise reichen Genuß; er sah alte Städtchen und zerfallene Schlösser, hohe Buchen- und Eichenwälder, die Geschichte jedes Ortes weckte sein Interesse. Die Klosterkirche zu Neuenzelle war ihm besonders merkwürdig, er hatte ein „hehres gothisches Gebäude mit kühnen Wölbungen und alterthümlichen Reichthum“ erwartet und fand einen „anekelnden Mischmasch deutscher und italischer Baukunst“, dagegen hatte er seine Freude an den herrlichen Wand- und Oelgemälden und dem Hochaltar. Am vorletzten Tag seiner Reise kam er nach Frankfurt a./O. und übernachtete hier bei Ranke; am Nachmittag des folgenden Tages, es war ein Sonntag, traf er in Berlin ein.

Die Freude der Wiederankunft wurde ihm sogleich getrübt. Der Vormund war erzürnt über die ohne seine Erlaubniß unternommene Reise und that sein möglichstes, Wilhelm beim Pupillenkollegium in übelm Lichte darzustellen; erzürnt vor allem war Bellermann, der Direktor des grauen Klosters; er tadelte Wilhelm sehr hart, seiner Reise wegen, seiner Dema-

gogie wegen. Er meinte, Wackernagel solle das Kloster verlassen, auf ein anderes Gymnasium gehen und ein neues Leben beginnen: in der dermaligen Lage sei er bei Lehrern und Schülern so verhaßt als lächerlich. Die Conferenz der Lehrer beschloß in der That, Wackernagel aus der Anstalt auszuschließen; dagegen wollte sie sich beim Magistrat für ihn dahin verwenden, daß er im Friedrichs Werder'schen Gymnasium einen Freiplatz erhalte. Der Direktor that dies und erteilte Wackernagel ein Zeugniß, das sehr gut gelautet hätte, wenn nicht der Grund des Ausschlusses aus der Anstalt darin wäre erwähnt gewesen; doch war die Hoffnung ausgedrückt, daß in andern Verhältnissen Wackernagel sich zu einem brauchbaren Staatsbürger ausbilden werde. Die Erledigung der Sache durch den Magistrat zog sich lange hinaus, und Wackernagel freute sich keineswegs darauf, in den Werder zu gehen, welche Anstalt ihm gar nicht gefallen wollte. Doch nahm er sich vor, daß dies jedenfalls nur zwei Jahre dauern solle; nach Ablauf derselben wollte er für weitere zwei Jahre nach Neuenzelle auf Harnischs Seminar und hoffte, dann vielleicht schon eine Anstellung zu bekommen. Aber der Vormund Gemmel hatte anderes mit ihm im Sinne; die im Frühjahr getroffene Abrede, daß Wackernagel studieren solle, konnte nicht mehr gelten; er wollte ihn aus der bisherigen Lebensweise und Thätigkeit und aus allem verderblichen Umgange herausbringen und bei einem Handwerker in die Lehre geben, „und schlug gerade solche erbärmliche Kunsthandwerke vor wie Mechanikus, Goldschmied, Lakierer, Uhrmacher u. s. w." Wackernagel wollte davon nichts wissen; müsse er ein Handwerk lernen, so solle es das eines Schwertfegers sein, wozu er seit langer Zeit schon die meiste Lust hatte. Ihm schien noch besser, eine Zeitlang Schreiber zu sein, als welcher ihm eine Stelle bei

einem gewissen Winkler schon angeboten war; von dem Ertrag dieses Dienstes wollte er Privatstunden nehmen und dann mit sechzehn Jahren in das Seminar zu Neuzelle eintreten. Gemmel wäre auch hiemit einverstanden gewesen, Wilhelm aber erbat sich noch von Philipp einen brüderlichen Rath; derselbe erfolgte sogleich: Philipp erklärte Wilhelms Schreibgedanken für einen Teufelsgedanken. „Bist Du nicht durch mich gewarnt und gewitzigt? Willst Du vielleicht wie eine matte Fliege im Tintenfaß ersaufen? Es ist ja so scheußlich, so über alle Maßen fürchterlich, diese Schreibfron, daß ich nicht weiß was ich sagen soll. Ist doch auch dieses ganze Wesen und Schreibgeschlecht, diese faule mattherzige Art wie verflucht. Du ahnst es nicht, es ist nicht möglich, auf wie schreckliche Weise sich aller Stolz und jede menschliche Hohheit, die Gott giebt, hinausschreibt aus dem Herzen. Siehe die Schreiber an, die Schlacken, ausgebrannt, die Geister, ausgemergelt! Es ist, als streuten sie auf jede nahende rechte Freude einen dicken Streusand und legten auf jeden edeln Gedanken ein Löschblatt, oder schlügen alles, was sich im Herzen etwa kühn und gewaltig rührt, um wie einen neuen Bogen. Diese hindämmernden Copisten — wenn sie Morgens 8 Uhr kommen, so legen sie den Hut hin; danach gehen sie zu einem Schränklein; es sind darin Fächer, ein jegliches bestimmt zu verschiedenen Papieren. Sie nehmen aus dem einen Fache die Bogen. Danach setzen sie sich, — es wird eine Feder geschnitten, ein Bogen zur Noth beschnitten, — das Denken abgeschnitten, der Geist in Falten gelegt, die Lebensflügel eingespannt, wenn noch welche da sind, — und nun gehts los, langsam, denn jede Dauerarbeit will ihren Takt, der keine Uebereilung leidet. — — Und nun soll man noch das wohl bedenken, daß man auf solche Weise sein

Gemüth bei einem Juristen-, dem scheußlichen undeutschen Rechtswesen, bei einem Polizei-, dem undeutschen allerverruchtesten Polizei-, Büttel-, oder Gensdarmenwesen zum Opfer bringt —. Wilhelm, Wilhelm! bedenke das! Es ist gut, daß Du solches mir geschrieben. Glaube mir, ich ward anfänglich an Dir irre; aber es ist unmöglich, Du und die lieben Schwestern, ihr konntet den Gedanken nicht schaffen, der ist von anders hergekommen. — — — — — Wartet einmal eine Antwort vom Magistrat ab. Kommt sie nicht ganz gut und nicht ganz günstig, so gehe Wilhelm nicht auf den Werder, wo es ohnedies nicht recht gut ist, sondern auf's Joachimthal. Vater Raumer hat einen verwandten Professor da, dem wird er dann schreiben. Das Schulgeld will ich geben. — — — — — Es ist keine Macht im Himmel und auf Erden, die ein junges Gemüth zwingen kann, mag, darf zu einem falschen Beruf, kein Vormund, kein Vormundschaftsgericht. Es ist eitel Wahn und Angst, wenn die Menschen das meinen. Denn es giebt kein Gesetz auf Erden, so das befiehlt, und im Himmel keinen Zwang, denn den, welchen Gott in's Gemüth legt, und das ist der wahre Beruf! — Nun der liebe Gott stehe Euch bei und gebe Euch alle Kraft die nöthig ist! Das Schulgeld schicke ich jedenfalls, wenn auch nur, um doch ein klein Scherflein beizutragen zu Euern täglichen Opfern und Liebesleiden um Wilhelm und um uns Alle. Gott vergelte Euch jede herbe Thräne, die Ihr in der harten Bedrängniß oft weinen müßt. Laßt Euch den Hohn über Eure Liebe und Herzensreinheit und Einfalt nicht irren! Solche Einfalt ist Gott in dem kindlichen Herzen und besiegt alle Sophisterei, Lugsätze und Trugschlüsse der vom Teufel Besessenen. Gott gebe Euch seinen Frieden, der höher ist, denn alle Vernunft. —

Ein einiges möchte ich Euch noch sagen. Seht Euch um, so werdet Ihr gewiß die Beweise finden, daß es wahrhaftig ist: Der die Raben speist, verläßt einen Menschen nicht. Nun zumal ein Kind! Laßt Euch nicht verführen, der Bibel Aussprüche fast wie bloße dichterische Redensarten anzusehen. Das sind sie nicht! Schon der Glaube verwandelt sie augenblicklich in göttliche Nahrung und himmlische Speise, so die Herzen erquickt, daß sie nun alles thun mögen in der neuen Kraft. Aber geht auch in Euch und suchet des Herrn Treue gewiß und wahrhaftig. Der Herr verläßt Keinen! Darum gehen unsere Gedanken zunächst nur und nur auf die noch übrigen Schuljahre Wilhelms. An die Hochschule und wie es da gehen wird, denken wir noch nicht. Daß es aber da gehen wird und recht gut, kann gar nicht fehlen.

Dieser machtvolle und erhebende Zuspruch Philipps besiegte alle Bedenken der Schwestern und Wilhelms. Jene waren auf's neue entschlossen, alles daran zu setzen, um ihrem Bruder das Verbleiben auf der Schule zu ermöglichen und ihm dadurch den Weg zum Studium offen zu halten; sie fühlten, mit wieviel Arbeit und Entsagung und täglicher Sorge dieser Entschluß verbunden sei, aber sie blieben fest und freudig dabei und vertrauten auf die Hilfe, die ihnen bis jetzt nie ferne geblieben war. Auch Wilhelm wagte es nun mit neuem Muthe, das Opfer, das die Geschwister bringen wollten, anzunehmen. Wohl war nun noch ein harter Kampf gegen den Vormund zu bestehen, der mit aller Gewalt Wilhelmen wollte ein Handwerk lernen lassen; aber die Schwestern ließen nicht nach und verfochten ihr Recht gegen Gemmel selbst vor dem Pupillenkollegium, und hier mit Erfolg. Zur gleichen Zeit traf auch vom Magistrat ein günstiger Bescheid ein: Wilhelm erhielt eine Freistelle im Friedrichs Werder'schen Gymnasium.

Damit war aber noch nicht alle Anfechtung beseitigt. Die Breslauer Reise Wilhelms hatte die Behörden veranlaßt, seine frühern Vergehen, die er sich durch die revolutionären Aeußerungen in Briefen hatte zu Schulden kommen lassen, nochmals zu erwägen, und er sollte nunmehr für jene nachträglich noch gestraft werden. Sein Plan einer neuen Einteilung und Verwaltung Deutschlands galt als crimen læsæ majestatis, und es hatte der Vormund Gemmel schon im Juli vom Staatskanzler Fürsten Hardenberg durch Vermittelung des Regierungsraths Tzschoppe den Befehl erhalten, Wackernagel für jenes Verbrechen einen Verweis nebst körperlicher Züchtigung zu erteilen. Er wollte dies thun, aber die Schwestern widersetzten sich der Züchtigung, so daß sich Gemmel mit einem Verweise begnügte, der freilich so lautete, daß man denken mußte, „Wilhelm habe die größten Gräulichkeiten geschrieben". Aber im October erfolgte ein neuer Befehl vom Pupillenkollegium, die körperliche Züchtigung vorzunehmen. Nochmals widersetzten sich die Schwestern und auch die Tante Schmidt und verlangten, daß die Züchtigung wenigstens nicht von Gemmels, sondern von des Stadtvoigteyknechtes Händen geschehe. Inzwischen aber legte zur Freude der Geschwister Gemmel sein vormundschaftliches Amt wegen Alters und sonstiger Geschäfte nieder, und es stand nunmehr ihnen zu, dem Pupillenkollegium einen neuen Vormund vorzuschlagen. Auf Maßmanns, ihres treuen Freundes, Rath nannten sie Eduard Lieber, einen jungen Mann, der den Turnkreisen angehörte und ihnen freundlich gesinnt war. Lieber erhielt die Bestätigung. Ihm wollte das Kollegium doch nicht zumuthen, die körperliche Züchtigung an Wilhelm zu vollziehen, und verwandelte dieselbe in drei Tage Haft. Wilhelm verbüßte dieselbe vom 2. bis 4. Januar 1821 im Gefängnisse der

Stadtvoigtey, und damit schienen alle seine Vergehungen für immer gesühnt zu sein. Seit dem 4. September 1820 schon war er Schüler des Friedrichs Werder'schen Gymnasiums; er genoß hier eine Freistelle, und dadurch war den Schwestern ihre Aufgabe wenigstens in so weit erleichtert. Die Aussicht auf eine gelehrte Laufbahn erfüllte Wilhelm mit Freude, und auch die Geschwister waren glücklich, alle Hindernisse die diesem Wunsche im Wege gestanden waren beseitigt zu haben. Auch blieben die Erlebnisse des letzten Jahres nicht ohne heilsamen Einfluß auf Wilhelm, der nun sah, wohin vorlautes und unbesonnenes Benehmen ihn leicht hätten bringen können. An die Stelle des zuweilen fast feindseligen Gemmel war ein neuer wohlmeinender Vormund getreten. Und so herrschte in dem kleinen Kreise der Geschwister eine nach den mannigfachen Stürmen doppelt wohlthuende friedliche und trotz aller Armuth fröhliche Stimmung.

So verschieden die Naturen der einzelnen Geschwister waren, so völlig war die Einigkeit ihrer Herzen. Philipp, der älteste, lebte auf dem Giebichenstein bei Halle im Raumer'schen Haus; diese Stellung schon und sein ganzes Wesen forderten die Achtung der Geschwister; er war ihr Stolz, seine Worte und Rathschläge galten viel. Er fühlte dies und fühlte es gerne; auch in den Jahren, da er selbst noch unter dem Vormunde stand, war er Rathgeber und Ermahner der Geschwister zu Berlin und legte in seine an sie gerichteten Briefe jeweilen den ganzen Ernst und all die christliche Begeisterung, die ihm eigen waren. Karl arbeitete beim Lakierermeister Schulz; gutmüthig, immer zu Scherzen aufgelegt, ein talentvoller und gewandter Arbeiter, aber ohne sonderliche Neigung zu geistigen Dingen. Die Schwestern Friederike und Luise, voll Aufopferung und Treue,

unermüdlich fleißig, führten still das Hauswesen und freuten sich, wenn sie den Brüdern etwas erweisen, zu Weihnacht oder Geburtstagen sie mit selbstgefertigten Geschenken überraschen konnten. Und wie dankbar waren sie für jeden Brief ihres Philipp, der ihr „kümmerliches einförmiges Stickerleben" unterbrach und sie auf kurze Zeit vergessen ließ, „wie so fast ganz und gar freudenlos ihre Lebenszeit vorübergehe". Wilhelms Unterhalt lag fast allein ihnen ob, und er war ihr Liebling, wie er auch Philipps Lieblingsbruder war. Dieser beobachtete genau Wilhelms Entwickelung und unterließ in keinem seiner Briefe, nach dessen Ergehen zu fragen, ihm zu rathen oder zuzusprechen. Er tadelte ihn einmal, weil seine Briefe geziert und erzwungen seien, und warnte ihn vor Heuchelei; Wilhelm gab die Richtigkeit jenes Vorwurfes zu und bat Philipp, ihm nicht zu zürnen, aber an Heuchelei solle er bei ihm nicht denken. Ein anderes Mal ermahnt Philipp den Bruder, nicht zuviel zu sitzen, sich gehörig zu bewegen, sich nicht abzuschließen; er unterhält sich mit ihm über die Verhältnisse seiner Schule und über seine Studien, giebt ihm Anleitung zur Beschäftigung mit Krystallen u. dgl. und neben alledem steht immer und immer wieder die Versicherung, wie herzlich lieb er seinen Wilhelm habe.

So ärmlich Wilhelms Lage war, sie war ihm immer noch reichlich genug, um auch Andern wohlthun zu können. Seine Schwester Luise rühmte an ihm, wie freigebig er sei, wie ungern er einen Armen unbeschenkt weggehen lasse, und wenn er ihm sein letztes schenken müßte. Einst vor Weihnachten kam ein armer Weber, ein alter zweiundsechzigjähriger Mann, der aus der Ferne hergewandert war; er sprach die Geschwister um eine Gabe an, da ließ ihn Wilhelm hereinkommen, bot ihm zu essen und schenkte ihm seine eigenen Pelzhandschuhe, die er kurz vorher

bekommen hatte; zu Weihnachten lud er ihn wieder ein und gab ihm beinahe alle seine Aepfel und Nüsse und etwas Geld. Er bat ihn, es mitzuteilen, wenn er Arbeit bekommen habe, und hatte seine Freude daran, als dies bald darauf der Fall war.

Das Leben der Geschwister zu Berlin im Hause Nr. 13 an der Spreegasse war oft ein sehr sorgenvolles. Der Verdienst der Schwestern war geringe, ihre Arbeit schlecht bezahlt; in einer Woche, wenn sie beide alle Tage früh und spät arbeiteten, verdienten sie zusammen nicht mehr als $4^1/_2$ Thlr. Aber sie verloren den Muth und die Fröhlichkeit nicht. Wie der vierzehnjährige Wilhelm beim Anlaß des Selbstmordes eines ihnen bekannten Mannes und in deutlicher Beziehung auf ihre eigene gedrückte Lage schrieb, „lebten sie in der Hoffnung, daß Gott die Thränen der Qual abwischen und den Schweiß der Sorge mit dem kühlenden Tüchlein der Barmherzigkeit abtrokknen werde, und bedachten, daß Gott, der alles sieht, nach seiner Weisheit, was uns von Bösem drückt, zum Guten wenden, und wenn auch nicht in dieser Welt die standhafte Duldung einst belohnen werde.“ In dieser Gesinnung blieben sie aufrecht und bewahrten sich auch Heiterkeit genug, um manchen schönen Tag mit guten Freunden zu verbringen. An solchen Freunden hatten sie keinen Mangel; August Sybel, Liebetrut, Karl Bräuer, Hans Ferdinand Maßmann, Ulrich u. A. kamen oft in ihr Haus und nahmen etwa auch an den kleinen Festlichkeiten Teil, die hier an Geburtstagen oder zu Weihnachten gefeiert wurden, und die bescheidenen gemüthlichen Menschen bei wenigem so glücklich machten.

Mit diesen Freunden traf Wilhelm auch auf dem Turnplatze zusammen oder im Fechtsaale, den er jetzt ebenfalls besuchte. Dort lernte er nun auch A. L. Follen kennen und

gewann diesen, „die lange breite Riesengestalt mit dem bleichen schönen Antlitz,“ von Herzen lieb. Seine Begeisterung von ehedem war die gleiche geblieben, und die Erlebnisse des Jahres 1820 hatten ihn nur besonnener, nicht kühler gemacht. Die Hasenhaide besuchte er regelmäßig und fehlte bei keiner Turnfahrt.

Doch alles dieses waren Nebendinge. Seit Anfang September 1820 war Wilhelm Schüler des Friedrichs Werder'schen Gymnasiums. Die Unterbrechung, die ihm seine Breslaufahrt verursacht hatte, war bald ausgeglichen, und er hatte sich wieder ganz in seine Arbeiten hineingelebt.

Gegen sein Hoffen gieng es ihm gut auf dem Werder, in manchem recht gut. Nur fand er es scheußlich, wie hier die Zeit verschleudert wurde, indem die ganze Woche, außer Sonnabends, die Vormittagsstunden bis 11 Uhr, Nachmittags aber die Stunden bis 4 Uhr dauerten. Am meisten beklagte er beim Deutschen, nicht mehr in der frühern Anstalt zu sein; er tadelte, daß zu den Aufsätzen die langweiligsten Aufgaben gegeben, beim Durchsehen derselben die erbärmlichsten Sprachregeln vorgetragen und die widersinnigsten Reden als Beweise ihrer Richtigkeit aufgestellt wurden. In manchen Stunden lese der Lehrer des Deutschen aus Hans Sachsens Gedichten vor; doch diene dies nur zur Belustigung und indem sie lächerlich gemacht würden zu des Dichters Herabwürdigung; lernen könne man durchaus nichts dabei. Zeichenunterricht wurde nicht erteilt, und er nahm daher Stunden hierin bei Krüger; ebenso erhielt er von Ulrich, einem Freunde seiner Geschwister, unentgeltlichen Unterricht in der Algebra, weil er in der Schule in diesem Fache seinen Mitschülern nicht nachkam.

Was er am liebsten trieb, war Lateinisch („und die Lust dazu hat mir der kleine Doktor in Quinta angeprügelt!“);

auch suchte er schon damals in vielen Worten der deutschen Sprache den Zusammenhang mit andern Sprachen zu finden. Er bat Philipp, ihm Beiträge zu der Sammlung zu liefern, die er sich hierüber anlegte; daneben stritt er sich mit ihm über die Etymologie des Wortes „Dienstag" und teilte ihm mit, was er über die Endungen deutscher Ortsnamen, über die Herleitung der griechischen und römischen Buchstaben aus Form und Stellung des Mundes, der Zähne und der Zunge beobachtet hatte. Was volksthümlich war, erfreute ihn; er begann Sagen zu sammeln, er las Follens alte Schweizerlieder und copierte sich das ihm besonders gefallende Sempacherlied; durch seinen Freund Bräuer, der in Schlesien reiste, ließ er sich Ausdrücke und Redensarten, Sitten und Gebräuche des Volkes sammeln und mitteilen.

Sein Auge war wie schon bemerkt wurde, offen für die Schönheit der Kunst und sein Herz empfänglich für den Zauber des Alterthums. Er freut sich, zu Brandenburg den Dom und das Rolandsbild zu sehen; als er auf seiner Wanderung durch Neuzelle kommt, studiert er die Formen der Klosterkirche daselbst und zeichnet, was ihm merkwürdig erscheint; er berichtet jeweilen an Philipp über die Bauten am Dom und am Schauspielhaus zu Berlin, über die für das dortige Museum erworbenen römischen und ägyptischen Alterthümer, und begleitet auch diese Mitteilungen mit entsprechenden Zeichnungen.

Daneben kam die Beobachtung der Natur und die Beschäftigung mit einzelnen ihrer Erscheinungen nicht zu kurz wurde vielmehr namentlich durch Philipps Rath und Mitteilung rege erhalten und gefördert. Wilhelm sammelte eifrig Pflanzen, auch Steine und Krystalle, und verfertigte Krystallmodelle. Jedem seiner Freunde, der eine größere Reise machte, gab er den Auf-

trag, ihm von berühmten Stellen irgend ein Naturproduct mitzubringen, Meerkiesel und Muscheln vom Dobberaner Damm, Blumen vom Fehrbelliner Schlachtfeld, vom Hertasee und von den Kreidefelsen bei Arkona auf Rügen Blumen, Efeu und Buchenreiser; er selbst wollte sich solche Andenken vom Leipziger Schlachtfelde holen. Philipp erfreute ihn mit Eichenblättern, die er auf seiner Reise gepflückt, und einem Span aus Luthers Tisch auf der Wartburg.

Aber zu all diesem Treiben stand oft nur wenige Zeit zur Verfügung. Die Schule gab sehr viel zu thun, zahlreich und umfangreiche Hausaufgaben waren auszuarbeiten. Dazu kamen Extrastunden im Singen, im Zeichnen, und vor allem in der „häßlichen" Mathematik. Die letztere war Wilhelms schwache Seite, wie seine Censuren deutlich zeigen. Ohne sie wäre er „in höchster Gloria" nach Ober-Secunda gekommen: im Lateinischen war er primus geworden.

Seine Sorge war nur immer, die Bücher zu erhalten, deren er zu seinen Arbeiten bedurfte, und er war froh, wenn ihm solche geschenkt wurden. Seine Einsegnung, die am 24. April 1822, am Tage nach seinem Geburtstage, stattfand, bot auch hiezu willkommenen Anlaß, und er berichtet freudig, daß er da dreizehn Bücher geschenkt erhalten habe, die seine Bibliothek um zwanzig Bände vermehrten. Es waren meist die klassischen Autoren, mit denen er sich damals beschäftigte; zur gleichen Zeit erhielt er als Schulprämium Schellers lateinisch-deutsches Handwörterbuch; bald aber kamen ihm hie und da von Freunden noch weitere Bücher zu, wie die Eddalieder, Goethes Faust, Kleists Gedichte.

Der Kreis seiner Interessen erweiterte sich fortwährend und erweiterte sich schon jetzt namentlich nach der Seite hin,

zu welcher später seine Studien die entschiedene Neigung nahmen. Daß er Bau und Bildung der Sprache beobachtete, ist schon erwähnt worden. Philipp hatte ihm zu Weihnachten 1820 das Nibelungenlied in der Zeune'schen Ausgabe geschenkt, und er las es nun mit seinem Freunde Bräuer, dem Maler. Bräuer las es vor und Wackernagel erklärte es. Auch an Volksbüchern hatte er seine besondere Freude und zählte mit Stolz auf, wie viele derselben er schon besitze. Von der kgl. Bibliothek konnte er sich den Tschudi leihen lassen und schlug nun darin „die alten Siegeslieder" nach; dabei fand er zu seiner Verwunderung, daß die schönen Schlachtbeschreibungen in Johannes Müller keineswegs aus Tschudi entlehnt seien.

Und so nahm er, wo ihm die Schule nicht ausreichte, auch in andern Fächern zur Förderung durch eigene Arbeit die Zuflucht. Als er in Ober-Secunda war, trieb man immer noch den Ovid von Klein-Tertia, den Curtius und Cicero von Groß-Tertia auf dem Kloster her. Solches war ihm zu langweilig; er griff zu Tacitus, Horaz, und Sallust. Den ersten verstand er nicht, den zweiten ziemlich, den dritten vollkommen, und sah so mit Vergnügen, daß er mehr wußte, als er erwartet hatte. Aber auch Tacitus blieb ihm nicht mehr lange verschlossen; an vier Tagen der Woche hatte er außer der Schule feste Stunden mit seinem Freunde Reuter, in welchen Tacitus und bald auch Plato gelesen wurden; mit Sybel begann er die Lecture des Livius.

Dabei waren die Arbeiten für die Schule sehr zahlreich, zahlreicher noch als früher; schwere deutsche, lateinische, griechische Aufsätze, drei lateinische, zwei griechische Schriftsteller, hebräisch, viel Geschichte. Er mußte schreiben, bis es finster wurde, selbst Sonntags den ganzen Tag über.

Um so mehr Genuß boten ihm die Ferien, die meist zu

weiteren Ausflügen verwendet wurden. Zu zweien Malen, in den Sommern der Jahre 1821 und 1822, besuchte er Philipp und durchwanderte mit diesem die Umgebungen Halles. Auf solchen Fußwanderungen konnte so mancher Punkt berührt werden, der durch die an ihm haftenden Erinnerungen werth und teuer war. „Ich habe mir schon gewissermaßen die Marschroute vorgeschrieben, berichtet Wilhelm an Philipp im Herbst 1820, für die Reise im kommenden Jahre. Ueber Potsdam, Belitz, Wittenberg, worauf ich mich sehr freue, das Kloster zu sehen, aus dem der Gottesmann hervorgieng, das Feld zu bewandeln, wo die deutsche Freiheit — oder auch nicht — begründet ward, Leipzig, die herrliche Lindenstadt, deren Aecker mit Blute gedüngt, mit schneidigen Schwertern gepflügt, und mit Hoffnung besät sind. Doch vergebens war die Hoffnung: noch einmal erstand der Korse. Merseburg, Ungernschlacht; Roßbach. Dann wandelte ich mit dir in der herrlichen Umgegend! nach Naumburg, Jena, Eisleben! O würde mein heißester Seelenwunsch Erfüllung! Dann könnten wir vielleicht unser Stammhaus aufsuchen in Jena und den väterlichen Weinberg!“

Die Jahre, welche Wilhelm im Friedrichs Werder'schen Gymnasium zubrachte, waren die entscheidenden Jahre der Entwickelung; die Eigenheit seines Wesens trat nach und nach immer deutlicher hervor. Wenn er bis dahin kindlich und unbefangen in den Tag hinein gelebt hatte, so bemächtigte sich nun seiner schon frühzeitig ein Ernst, der an das männliche Alter erinnerte. Die Lebenssorgen, von denen sein Knabenalter begleitet war, die angestrengten Arbeiten der Schule, welchen er um so gewissenhafter sich widmete, als er sich bewußt war, nur durch Fleiß und Kenntnisse sein Fortkommen erkämpfen zu können; die anhaltende Beschäftigung seines Geistes

mit hohen und edeln Dingen, — alles dieses gab seinem Wesen eine ruhige Festigkeit. Sein Bild aus jener Zeit zeigt über seinem noch knabenhaft geformten Angesichte doch schon einen Schatten der Schwermuth und des sinnenden Ernstes. Die eifrige Beteiligung am Turnen hatte aber auch seinen Körper gekräftigt, so daß, wie ein Freund ihn schildert, die Frische des Gesichts und die athletischen Formen etwas ungemein fesselndes hatten; mit vierzehn Jahren war er noch klein für sein Alter gewesen, binnen kurzem war er wenigstens um einen Kopf größer geworden.

Nun trat auch der Zeitpunkt immer näher, da Wilhelm sich über die Wahl seines Lebensberufes entscheiden sollte. Er schwankte erst zwischen Theologie und Philologie. Bei letzterer zog ihn vor allem die altdeutsche Sprache und Literatur an; das Studium der Theologie schien ihm rathsam, weil damit der leichteste Weg zu einer sichern äußern Lebensstellung gebahnt schien. Aber die Theologie war ihm doch etwas zu wichtiges, als daß er sie ohne innern Beruf hätte ergreifen mögen, und so blieb nur die Aussicht auf das philologische Studium.

Zunächst aber war das Gymnasium noch zu absolvieren. Zu Ostern 1823 trat er in Prima über. „Ich habe diese Zeit sehr geochst um nach Prima zu kommen, wo ich mich die erste Hälfte in die Klasse hinein, die zweite hinaus ochsen will“. Er blieb 1½ Jahre in dieser Klasse. Die bestimmte Richtung seines Geistes war nun nicht mehr zu verkennen. Während seiner ganzen Schulzeit hatten ihn Sprache und Literatur am meisten angezogen; im Griechischen und Lateinischen war er vortrefflich, noch mehr im Deutschen. Als er in Prima war, fieng zum Erstaunen seiner Lehrer seine Bekanntschaft namentlich mit

der ältern deutschen Literatur schon an, „sich den Grenzen literarischer Gelehrsamkeit zu nähern".

Im Herbst 1824 gieng seine Schulzeit zu Ende. Am 2. October erhielt er von der kgl. verordneten Prüfungskommission der Abiturienten des Friedrichs Werder'schen Gymnasiums mit Nr. II ein Entlassungszeugniß bedingter Tüchtigkeit zur Universität. Seine Aufführung gegen Lehrer und Mitschüler wird darin als tadellos, sein Fleiß als regelmäßig und nicht selten angestrengt bezeichnet. In der Muttersprache besitze er gute Kenntnisse; im Lateinischen und Griechischen sei er so vorgeschritten, daß er selbst einen schweren prosaischen Schriftsteller nach einiger Ueberlegung richtig übersetzen und erklären könne; sein Stil sei in beiden Sprachen gut und im Ganzen dem Genius derselben angemessen. Im Französischen habe er sich eine gute Aussprache und eine genügende Fertigkeit im Uebersetzen zu eigen gemacht. In Mathematik und Physik sei er zwar nicht ganz zurückgeblieben, habe indeß doch das vorgeschriebene Maß von wissenschaftlichen Kenntnissen dieser Art noch nicht erreicht. Dagegen habe er in der Geschichte ordentliche Fortschritte gemacht, bei der mündlichen Prüfung ziemliche Sicherheit in der Chronologie und eine hinreichende Bekanntschaft mit dem Zusammenhange der Begebenheiten gezeigt.

Schon beim Eintritt in Prima hatte Wilhelm das Haus der Geschwister verlassen und war zu seinem Freunde Reuter gezogen, um recht ungestört arbeiten zu können; im selben Jahre 1823 verließ auch Luise das Haus, um mit dem Klempnermeister Peters einen eigenen Hausstand zu begründen.

So gieng mit der Knabenzeit Wilhelms auch das ganze Leben zu Ende, das die Geschwister bisher in engem traulichem

Zusammenwohnen verbunden hatte. Aber ihre Anhänglichkeit an einander und ihr treues Zusammenhalten hörte deßwegen nicht auf. Wilhelm hatte sich nach wie vor der Unterstützung seiner Schwestern zu erfreuen, denen nun in gleicher Gutherzigkeit gegen ihn der Schwager Peters an die Seite trat.

Aber in dem einsamen Leben, das nun Wilhelm begann, mußte ihm die Beschränktheit seiner Verhältnisse doppelt unfreundlich erscheinen; ihm mangelten von nun an alle die kleinen behaglichen Freuden des bisher genossenen Familienlebens. Doch dabei verlor er den Muth und die Frische und Freudigkeit keineswegs. Er arbeitete emsig, stand früh bei Tage auf und gieng zeitig nieder; er trug einen altdeutschen Sammtrock und hatte dennoch zuweilen nichts zu essen. Sein Freund Bräuer, der damals in Breslau in nicht viel besserer Lage lebte, bedauerte ihn: „Du guter Junge; ich wollte, ich könnte die Sache ändern, Deinen Sammtrock gegen einen tuchenen vertauschen und Dir im andern Falle täglich guten Tisch geben."

♣

Es war ein Glück für Wackernagel, daß er zu allen Zeiten seines Jugendlebens treue teilnehmende Freunde besaß, von denen ihm nicht nur in äußern Dingen, sondern namentlich auch in geistiger Beziehung Förderung und reicher Genuß zu Teil wurde. Daß er die mannigfachen Schwierigkeiten jeweilen mit ungetrübtem Muthe zu überwinden vermochte, ist nicht zum mindesten diesem Umstande zuzuschreiben.

Unter den Freunden Wackernagels in seiner Knabenzeit wirkte auf seine Geistesrichtung bestimmend ein vor allem Hans Ferdinand Maßmann. Er war neun Jahre älter als Wilhelm, und zunächst ein Freund Philipps. Aber nach dessen Weggange

blieb er den Geschwistern in Berlin treulich zugethan und lebte mit ihnen in beständigem Verkehr, sich nun namentlich an Wilhelm anschließend. 1821 schon verließ er Berlin, seit 1826 war er in München fest beschäftigt; von da bestand sein Verkehr mit Wilhelm in einem eifrig geführten Briefwechsel.

Maßmann kann als der Typus der damaligen Jugend gelten. Seinem ersten Studium nach Theologe, Teilnehmer an den Befreiungskriegen, begeisterter Schüler Jahns, Freund und Kenner des Turnwesens, ein nicht anhaltender aber in einzelnen Momenten feuriger Dichter. Er war es, der beim Burschenschaftsfest auf der Wartburg die „unsaubern Bücher" verbrannt hatte, und den damals hochgehaltenen Idealen blieb er auch in den folgenden Jahren getreu; aber seine Begeisterung war wie seine ganze Art unklar und verworren. Dies äußerte sich auch in seinem Wesen als Gelehrter; von der Theologie war er abgekommen und Turnlehrer geworden; daneben warf er sich mit Eifer auf altdeutsche Studien, aber es herrschte in dem Gang dieser Studien wie in seinen daraus entspringenden Leistungen viel Verfahrenheit, keine bestimmten gleichbleibenden Absichten; eifrig und fleißig wie er war, war er nach dem Urteile von Wilhelm Grimm er nicht im Stande, seinen Sachen einen Halt zu geben und das unwichtige abzusondern.

Alles dies aber verhinderte nicht, daß er auf Wackernagel äußerst anregend wirkte. Die Frische und Lebendigkeit seines Wesens, seine Begeisterung für altdeutsche Art konnte nicht ohne Einfluß blei ben. Aber es war gut, daß seine unmittelbare persönliche Einwirkung bei Zeiten durch die Entfernung von Berlin ein Ende nahm. Mit fortschreitender Erkenntniß gelangte Wackernagel immer mehr von Maßmann ab, in einer Weise, daß er schon nach wenigen Jahren dessen wissenschaftlichen Leistungen bewußt entgegentrat

Von verwandter Art mit Maßmann war Karl Bräuer aus Oels in Schlesien. Er lebte in Berlin als Künstler und kam oft und gerne in das Wackernagel'sche Haus: ein treuherziger Mensch voll schwärmerischer Liebe für alles was deutsch, was altdeutsch und volksmäßig war. Wenn Maßmann sich und Wilhelm für die altdeutsche Dichtung begeisterte, so lenkte Bräuer Wilhelms Sinn vor allem zu den Denkmälern der alten heimischen Kunsttätigkeit. Sie genossen zusammen die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, die sie liebten, weil sie ganz Gemüth seien und nicht kaltes Philosophieren über die Kunst. Aber auch das Nibelungenlied lasen sie miteinander und turnten zusammen auf der Hasenhaide. Es war eine schöne freudenreiche Freundschaft. 1823 verließ Bräuer Berlin und gieng nach Breslau, wo er sich als Zeichenlehrer festsetzte; mit Hoffmann von Fallersleben war er hier ein Gründer der zwecklosen Gesellschaft. Wackernagel traf später mit ihm in Breslau zusammen; aber ihre Naturen waren nun nicht mehr so übereinstimmend wie früher: Wackernagels klarer und harmonischer Entwicklung gegenüber hatte sich Bräuer von manchen Ueberspanntheiten jugendlicher Jahre noch nicht frei machen können.

Bräuers Landsmann und Freund war Julius Hübner, und durch Bräuers Vermittelung trat Wackernagel mit diesem und einigen andern jungen Künstlern in Verbindung, die sich damals an der Akademie Berlin um Wilhelm Schadow versammelt hatten. Julius Hübner und Theodor Hildebrandt werden aus diesem Kreise namentlich genannt, E. Bendemann, ebenfalls ein Schüler Schadows, war jünger als diese und trat mit Wackernagel erst später in nähern Verkehr. Sie alle hatten, wie Hübner lange Jahre später noch erzählte, Wilhelm, den hübschen Jungen mit den blauen Vergißmeinnichtaugen in dem

rosigen Gesichtchen unter dem Strohdach, so nannten sie sein schlichtes goldnes Haar, gar zu gerne; damals erhielt er von ihnen auch unter Beziehung auf sein Nibelungenstudium den Beinamen „Giselher das Kind". Schätzbare Zeugnisse dieses heitern Verkehrs sind die von Julius Hübner gezeichneten Bildnisse Wackernagels aus jener Zeit.

Mit Hübner vor allem unterhielt dieser die engste Freundschaft; sie teilten miteinander die Verehrung für die Romantiker und namentlich für Ludwig Tieck.

Auch Wilhelm Schadow lernte Wackernagel kennen; er war in der Regel wöchentlich einmal bei ihm zu Tische geladen, „da sich denn Schadow an seiner famosen Gelehrsamkeit und scharfem Urtheil schon in so jungen Jahren ergötzte". Schadow auch war es, der bei dem Entschlusse, welchen Lebensberuf Wackernagel wählen solle, entscheidend mitwirkte. Von Kind auf war dieser mit reichem Talent für das Zeichnen begabt; er hatte fortwährend Zeichenstunden genommen, und von seinem künstlerischen Geschicke zeugen manche aus jenen Jahren noch erhaltene überaus zarte und feine Zeichnungen, Darstellungen namentlich von Pflanzen, Muscheln, Architekturteilen u. s. w. Er hatte Freude an diesen Schöpfungen, Freude an der Kunst überhaupt, und traute sich hinreichende natürliche Anlage zu, um auch als Künstler seinen Weg machen zu können. Hier sollte ihm nun Schadow rathen, und dieser that es und rieth zum Berufe des Gelehrten, weil er auf dieser Seite von Wackernagels Begabung die noch stärkere innere Kraft entdeckte. Schadow hatte sich nicht getäuscht; mit verdoppeltem Eifer wendete sich Wackernagel nunmehr dem Berufe zu, den er selbst als seinen eigenen und wahren von Tage zu Tage mehr erkannte.

Im Jahre 1826 verließen Hübner und die übrigen mit Wackernagel befreundeten Maler Berlin, um sich mit ihrem Meister Schadow nach Düsseldorf zu begeben. Mit Hübner traf Wackernagel in spätern Jahren öfters wieder zusammen, zunächst in Berlin, später auch in Breslau.

II.

Der Schritt, mit welchem Wackernagel in die Hallen der Berliner Universität hineintrat, war das Ende und Ergebniß einer Entwickelung, deren Gang deutlich vor Augen liegt. Die erste Stufe seines Lebens war erreicht, und was nun folgte war ein Leben, das neu begann, auf neuen Grundlagen ruhte, neuen Zielen zustrebte.

Es ist anmuthig zu beobachten, wie planvoll und doch wie unbewußt Wackernagels frühere Jugendzeit sich entwickelt, wie an den ersten verheißungsvollen Keim neue und immer neue, aber innerlich verwandte Elemente sich anschließen, wie von Jahr zu Jahr erstarkend, in reicher Entfaltung dieses Leben seiner Erfüllung entgegengeht. Diese Erfüllung ist die Wahl des germanistischen Studiums durch Wackernagel, sein Eintritt in die Hörsäle Von der Hagens und Lachmanns.

Wackernagel war geboren im selben Jahre, da Arnim und Brentano den ersten Band von des Knaben Wunderhorn herausgaben, und im selben Jahre zugleich, da Preußen und Deutschland vor der Gewalt eines fremden Eroberers Ehre und Freiheit einbüßten. Dieses Zusammentreffen mahnt uns, in welcher Zeit Wackernagel zur Welt kam.

Es war die Zeit der Unterdrückung seines Vaterlandes durch Napoleon, zugleich die Zeit der beginnenden Blüthe der romantischen Poesie und des Auflebens germanistischer Studien, — die Zeit, da die Liebe zur alten Vergangenheit des deutschen

Volkes in vielen Herzen neu erweckt wurde, da die Besten sich mühten, um die versunkene Herrlichkeit wieder zu finden und was an ihr noch lebte und lebenstüchtig war in die erstorbene Gegenwart einzuführen, — die Zeit, da unter dem Drucke des Gewalthabers in den Unterdrückten der Ingrimm glühte, weiter um sich griff wie ein verborgenes Feuer, in welchem die Kräfte sich stählten bis zur Stunde, da das Joch abgeschüttelt werden konnte.

An diese Befreiung knüpften sich seine ersten Erinnerungen; er erwachte zu bewußtem Leben, als Deutschland geistig und politisch wiedererstand. Das gab seiner Seele eine vaterländische Richtung, und er ward darin angefeuert durch die Leitung eines trefflichen Vaters, durch das Beispiel eines begeisterten Bruders. Bald trat er der deutschen Vergangenheit näher und suchte sie kennen zu lernen, wo es ihm glückte. Es war dem Knaben schon eine Freude, ein Bauwerk des Mittelalters zu sehen oder ein altes Volkslied, ein Märchen zu hören. Ihn zog die frühere Zeit mächtig an sich, und wie die Liebe wuchs, glaubte er nur in jener die Befriedigung der Wünsche zu finden, die dem Deutschland galten, in welchem er lebte. Er stieg hinab zu den Wurzeln seines Wesens, um aus der Vergangenheit die Kräfte zu heben, die zum Aufbau einer schönen und guten Zukunft von Nöthen waren. Mit solchen Gesinnungen gieng er zu Jahn auf den Turnplatz und fand hier Anschauungen, durch welche jene nur bestätigt und befestigt wurden.

Damals war er noch fast ein Knabe, und seine Pläne und Wünsche waren vielfach unklar und unreif. Aber in den Mühsalen seines Lebens, in den täglichen Sorgen und Entbehrungen, in ernster Arbeit, im Verkehre mit Tüchtigen und Gutgesinnten wuchs auch bei ihm die Schärfe der Erkenntniß

und die Strenge des Willens. Nun drang er mit immer heißerer Liebe immer tiefer ein in die deutsche Vergangenheit, und sein Entschluß stand fest, daß nur dieser die Arbeit seines Lebens gelten solle.

Am 9./11. Oktober 1824, unter dem Rectorate von Johann Gottfried Hoffmann, wurde der vir iuvenis ornatissimus Carolus Henricus Guilelmus Wackernagel Berolinensis als philosophiæ studiosus unter die Bürger der Universität Berlin aufgenommen.

Wackernagel nahm als Student an keiner Verbindung Teil und blieb wohl überhaupt dem studentischen Treiben als solchem absichtlich fern. Wie jeder andere so hatte auch er bei seiner Immatriculation unterschriftlich bezeugen müssen, daß er die vom Senate gegen die clandestina sodalitia erlassenen Gesetze wohl kenne. Es hätte bei ihm einer solchen Erklärung nicht bedurft. Denn in Erinnerung an sein demagogisches Vergehen vom Jahr 1819 und die damals dafür erlittene Strafe enthielt er sich gewissenhaft alles Umgangs mit ähnlichen Gedanken. Unberührt von dem politischen Treiben, an welches andere Jünglinge Zeit und Gewissen setzten, führte er sein Leben in Frieden und in stiller Beschäftigung mit den Wissenschaften.

Die Vorlesungen, welche er hörte, waren mannigfacher Art. Die Mehrzahl derselben betrafen Werke der antiken Literatur; daneben hörte er germanistische Vorlesungen, endlich wenige Geschichte und philosophische Disciplinen, in einem Semester auch Sachsenspiegel. Aber das Hauptgewicht seines Studiums legte er doch auf die Germanistik, und ihr galten vorwiegend seine eigenen außerhalb der Vorlesungen betriebenen Arbeiten.

Hiebei kam Wackernagel zunächst mit Friedrich Heinrich von der Hagen als seinem Lehrer in Verbindung. Von der Hagen, schon früher ein Jahr lang Professor in Berlin, war im Frühjahr 1824 von Breslau hieher zurückberufen worden. Er lag den altdeutschen Studien mit warmer Liebe ob, aber mehr wie ein begeisterter Freund der Dichtkunst denn wie ein ernster gewissenhafter Gelehrter. Er war von anregender Thätigkeit, von unermüdlichem Sammlerfleiße; gründliche grammatische Kenntnisse, die ihm bisher gefehlt hatten, suchte er sich noch in diesen Jahren zu erwerben, dem Anstoße folgend, der von Grimms Grammatik ausgieng. Aber bei allem guten Eifer waren und blieben die specifisch philologischen Gaben ihm versagt; seine Leistungen konnten den strengen Anforderungen der Kritik nicht genügen.

Zu diesem Manne trat nun Wackernagel in ein näheres Verhältniß, indem er bald sein amanuensis wurde. Es war dies eine Stellung, von welcher er vielleicht auch in öconomischer Beziehung einen kleinen Gewinn hatte als Entgelt für die mannigfachen Dienstleistungen, die er von der Hagen leisten konnte. Sie war aber auch von erheblichem Nutzen für ihn dadurch, daß sie ihm freien Zutritt zu von der Hagens reicher Sammlung von Handschriften und Handschriftencopien gewährte. Daß er diese Schätze ungehindert benutzen, durch von der Hagens Vermittelung hie und da sogar einen auswärtigen Codex zum Studium erhalten konnte, war seinen Arbeiten überaus förderlich. Er war im Stande, sich selbst eine umfangreiche Sammlung von Copien altdeutscher Liederhandschriften anzufertigen.

Dennoch war es ein Glück, daß seine Verbindung mit von der Hagen ihn nicht völlig und nicht dauernd unter dessen Einfluß brachte, daß vielmehr neben von der Hagen auch

Karl Lachmann sein Lehrer wurde. Lachmann kam erst im Frühjahr 1825 von Königsberg nach Berlin und begann seine Vorlesungen im zweiten Semester Wackernagels. Er war für von der Hagen ein gefährlicher, ja ein beinahe vernichtender Fachgenosse. Bei ihm war Ernst und Gewissenhaftigkeit im höchsten Maße zu finden; er forderte strenge Wahrheit und haßte alles, was nur Schein war; mit eindringender Schärfe des Verstandes verband er methodisch geübte Sicherheit der Beurteilung.

Wackernagel hörte bei ihm Deutsche Grammatik und Nibelungenlied, aber auch Sophokles und Properz. Es war eine treffliche Schule, in die er hier eintrat; unter der Leitung eines vollkommenen Meisters konnte der Schüler zu seinem spätern Werke einen für immer aushaltenden sichern und tüchtigen Grund legen. Wackernagel fand aber bei Lachmann nicht nur Anweisung und Belehrung in seinen Studien, sondern Lachmanns Einfluß erstreckte sich auch auf den Menschen Wackernagel: sein Beispiel und seine Lehre waren für diesen eine sittliche Macht. Und weil derselbe dem Lehrer zutrauensvoll entgegenkam, seiner Anregung sich empfänglich zeigte, so erschloß sich ihm in dem oft kalt und hart erscheinenden Manne auch ein warmes Herz, und er durfte fest darauf vertrauen, daß Lachmann sein Ergehen mit Teilnahme verfolgte, ihm in allen Lagen zuverlässigen Rath und Beistand nicht versagen würde.

Neben seinen Collegien beschäftigte sich Wackernagel schon frühzeitig mit selbständigen Arbeiten; die erste derselben gehörte noch dem Gebiete der antiken Literatur an; es war eine im Jahre 1825 geschriebene Abhandlung über das Lied der fratres arvales. Diese Arbeit, für welche er von der philosophischen Facultät einen Preis von fünfundzwanzig Thalern erhielt, ist nur noch in Fragmenten des Manuscriptes erhalten. Sie sollte

damals gedruckt werden, und Wackernagel stand bereits mit einem Verleger in Verbindung. Aus unbekannten Ursachen unterblieb jedoch die Edition.

Es war dies die einzige abgeschlossene Arbeit, mit welcher Wackernagel auf das klassische Alterthum zurückgriff. So ununterbrochen er bis in sein letztes Semester Vorlesungen über antike Literatur besuchte, und so umfassend auch jetzt immer noch seine eigene Beschäftigung mit den alten Sprachen und ihren Denkmälern war — eine Thatsache, die aus verschiedenen seiner spätern Publicationen deutlich hervorgeht — so unterließ er es doch, weitere selbständige Forschungen über abgeschlossene Gegenstände dieses Gebietes, wenn nicht anzustellen so doch in einheitlicher Darstellung niederzulegen. Solche tiefergehende Arbeit widmete er nur Dingen aus dem Bereiche germanistischer Studien.

Von solchen ist zunächst zu nennen eine Abhandlung über das Wessobrunner Gebet, im Juli 1825 niedergeschrieben und in dieser Gestalt noch erhalten. Dieselbe richtet sich, abgesehen von zahlreichen Bemerkungen zu sprachlichen Einzelheiten, namentlich gegen die von den Brüdern Grimm und diesen nachfolgend von Maßmann aufgestellte Behauptung, daß das Wessobrunner Gebet gewisser Maßen heidnisch zu nennen sei. Wackernagel hat diese hier schon mit vieler Schärfe begründete Ansicht einige Jahre später in seinem Buche über das Wessobrunner Gebet aufrecht erhalten und in eingehender Weise begründet.

In das folgende Jahr 1826 fällt eine weitere abgeschlossene Arbeit Wackernagels, eine Lebensbeschreibung des Dichters Nithart, welche ihm ebenfalls einen Preis von der Facultät eintrug; den Anlaß dazu hatte ihm von der Hagens Nithart-

handschrift gegeben, die er im August 1826 für sich copierte. Die Lebensbeschreibung Nitharts beschäftigte Wackernagel auch in spätern Jahren noch öfters; es lag ihr ein genaues Studium des Dichters zu Grunde, welches er gerne in der einen oder andern Weise verwerthet hätte. Er gelangte nicht dazu, erlebte aber schließlich den Aerger, daß von der Hagen seine Abhandlung vom Jahre 1826 unverändert in die große Ausgabe der Minnesinger aufnahm, zu einer Zeit, da dieselbe ihrem einstigen Verfasser selbst nur wie eine schlechte Schülerarbeit vorkam.

Zwei andere ebenfalls aus dem Jahre 1826 stammende Leistungen Wackernagels sind eine Ausgabe von Willirams Uebersetzung und Paraphrase des hohen Liedes, sowie eine Ausgabe der Büchlein vom verkehrten Wirth und von den Wachteln, die letzte unter dem Titel: anecdoton palæogermanicorum specimen primum. Jener lag die Berliner Handschrift zu Grunde, dieser Abschriften von Wiener Handschriften welche Wackernagel aus von der Hagens Bibliothek benützen konnte. Beide Ausgaben sind völlig druckbereit im Manuscripte vorhanden; eine Publication fand aber nicht statt; nur das Lied von den Wachteln edierte Wackernagel später in separater Ausgabe.

Im Mai 1826 kam Hoffmann von Fallersleben aus Breslau nach Berlin für kurze Zeit. Er wünschte bei dieser Gelegenheit Wackernagel kennen zu lernen; durch Bräuer hatte er von ihm vernommen, und auf des letztern Aufforderung besuchte ihn Wackernagel. Es war natürlich, daß sie schon bei diesem ersten kurzen Zusammensein gute Freunde wurden; so verschieden ihre Charaktere waren, hatten ihre Naturen doch manches Verwandte, und es gab der Punkte unendlich viele, an denen ihre Interessen sich berührten.

Eine Frucht dieser Bekanntschaft war das Geschenk, welches Wackernagel zu Weihnachten 1826 seinem Freunde Hoffmann darbrachte:

„Zwey Bruchstükke eines unbekannten mittelhochdeütschen Gedichtes“. 8 S. 4°.

Es war dies die erste Edition Wackernagels, aber bemerkenswerth nicht allein deswegen, sondern vor allem, weil er selbst nicht der Herausgeber nur, sondern selbst der Dichter der Bruchstücke war. Bräuer hatte das Bild gezeichnet, das einer alten Handschriftminiatur gleichend am Schlusse des Textes in Kupfer gestochen steht: „hie tötet Waltram zwen hirze“. Mit Bräuer zusammen hatte Wackernagel den Plan gefaßt, „eine deutschere Idee über die Erfindung der Malerei — ähnlich der griechischen durch die Tochter des Töpfers Dibutades — in Verse zu bringen und damit die gelehrten Häupter anzuführen,“ und dies war nun die Ausführung des Planes. Waltrams, des Helden des Gedichts, blanker Schild spiegelt seine Gestalt wieder, und so ist Waltram „der urhap aller schiltere“. Die Täuschung geschah in vollendeter Weise; um besser zum Zwecke zu gelangen, erwählte sich Wackernagel die Schreibweise einer bestimmten Handschrift, der Würzburger, welche er gerade im December 1826 zum grösten Teile für sich abschrieb, und führte dieselbe mit völliger Consequenz durch. Es war ein keckes Wagestück, aber Wackernagel wußte, was er sich zutrauen konnte; nur die nächsten Freunde wußten um die Täuschung, den übrigen, vor allem den Meistern und Führern, sollte der Sachverhalt unbekannt bleiben. Die Täuschung gelang. Sogar der höchste, von Wackernagel gar nicht erwartete Triumph wurde ihm zu Teil: Lachmann ließ sich betrügen, fieng Untersuchungen über den Waltram an, bemerkte auffallende Reime und

Sprachformen. Docen in München besprach die Fragmente in der Zeitschrift Eos; er erkannte, daß der Kupferstich am Ende des Druckes von einem noch lebenden Künstler herrühren müsse, und auch seine Besprechung des Textes läßt leise Zweifel an dessen Aechtheit durchschimmern: aber er war doch keineswegs sicher, ob nicht dennoch es sich um Teile eines alten Epos handle. Freilich konnte die Aufdeckung der Wahrheit nicht lange auf sich warten lassen; Wackernagel selbst beeilte sich, sie zu geben. Aber der Aerger über ihn war mancherorts kein geringer. Lachmann war ungehalten darüber, die Schöpfung seines Schülers nicht gleich als solche erkannt zu haben, und darüber, „daß der junge Mann sich doch etwas zuviel hierauf einbilde". Auch Laßberg ärgerte sich über den Schwank, den ein Studiosus sich zu machen erlaubt habe, erklärte aber, nicht getäuscht worden zu sein, sondern aus einem Berliner Accusativ in Vers 87 des Gedichtes habe er sogleich Aufschluß über den Verfasser erhalten, in dem beigefügten Kupferstiche ein Plagiat aus Riedinger erkannt.

Der Aerger stieg noch, als Maßmann in der Münchner Eos und später in den Heidelberger Jahrbüchern den Sachverhalt mit unverstellter Schadenfreude darlegte und sogar einen Brief Wackernagels abdruckte, in welchem dieser gegen Maßmann seine Freude darüber ausgesprochen hatte, daß selbst Lachmann in die Falle gegangen sei. Diese Mitteilungen Maßmanns, mit der ihm eigenen Wichtigthuerei vorgetragen, waren allerdings tactlos; damals wurden sie noch strenger beurteilt, als unverschämte Klatscherei und Verdrehung. Wilhelm Grimm namentlich, auch Lachmann, und Maßmanns Widersacher Hoffmann ließen ihrem Unwillen freien Lauf. Auch Wackernagel war mit den Enthüllungen seines Freundes unzufrieden; er

mochte Meusebach nicht unter die Augen treten und schämte sich vor aller Welt.

Es war Maßmanns Fehler gewesen, aus einem kleinen Scherze zu viel Aufhebens gemacht und vertraute Aeußerungen eines Freundesbriefes öffentlich bloßgestellt zu haben. Diese Ungehörigkeiten verzieh ihm auch Wackernagel nicht. Ihm selbst wurde wegen seines Waltram von keiner Seite Groll nachgetragen. Denn wenn es auch eine Täuschung war, so war doch diese eine so vollendet gute, eine nach den Regeln der Metrik wie der Sprache so unantastbare, daß es keine Schande gewesen war, sich täuschen zu lassen. Auch darf der Waltram nicht mit Werken, wie Meinholds Bernsteinhexe oder Hagens Norica, auf eine Linie gestellt werden; denn diese waren auf die Anziehung und Täuschung des großen Publikums berechnet, jener wurde für den engen Kreis der Fachgenossen und Freunde gedichtet und nur in wenigen Exemplaren gedruckt.

Auf den Waltram folgten in kurzer Zeit vier weitere, ebenfalls sehr wenig umfängliche Publicationen Wackernagels:

Zum Neujahr 1827. „Nur in so fern, als er dem Humor „der Zwekklosen gewidmet ist, nicht zwekkloser Ab- „drukk zweyer Küchenrecepte des XIV. Jahrhunderts „aus der Würzburger Pergamenthandschrift fol. 162, „A. b.“ Ein Blatt in 4°.

und bald nachher:

„Altdeütsche Curiositäten.“ 8 S. 8°, enthaltend: sechs-trabende und fünfzelterige Reimen vor Fischart, Judeneid, Formel einer Krankheitsbeschwörung, und Verzeichniß von Spielen.

Im April 1827:

„Zwölf mittelhochdeütsche lyrische Gedichte.“ 16 S. 8°. Das Heft ist Wackernagels Freunde Wilhelm Buchholz zugeeignet.

Endlich:

„Kiurenbergii et Alrammi Gerstensis pœtarum theotiscorum carmina carminumque fragmenta.“ 8 S. 8°. Lachmann in dankbarem Sinne gewidmet.

Die beiden letztgenannten sind unter diesen Publicationen ihrem Inhalte nach die hervorragendsten; bei ihnen auch macht sich die Arbeit des Herausgebers bemerkbarer. Das Büchlein der zwölf mhd. Gedichte bietet eine schöne und reichartige, dabei kritisch durchgearbeitete Auswahl; mit ebensolcher Kritik verfuhr Wackernagel bei den Liedern des Kürenbergers, wenngleich sein Versuch, aus dessen Strophen ganze Lieder zu machen, Lachmanns Billigung nicht erhalten konnte

Binnen eines Vierteljahres ließ so Wackernagel vereinzelte Bogen nach Bogen mit den Ergebnissen seines Studiums im Drucke erscheinen. Lauter Kleinigkeiten, noch keine umfassende, länger fesselnde Arbeit. Maßmann rieth ihm: „drucke nicht zu viel, nicht zu schnell, nicht zu kleinerlei. Prematur in annum.“ Auch Lachmann tadelte, daß Wackernagel aus lauter Freude an den Früchten seiner Arbeit dieselben gleich müsse drucken lassen und, obgleich blutarm, die paar Thaler Druckkosten nicht scheue. Es lag vielleicht wirklich etwas Eitelkeit zu Grunde und der Stolz, eigene Arbeit unter eigenem Namen gedruckt in die Welt senden zu können. Wackernagel war kaum einundzwanzig Jahre alt. Aber es spielte sicherlich schon damals auch die in seinem spätern Leben kund werdende Neigung mit,

größere Werke hinauszuschieben und weniger umfangreiche aber um so sorgfältiger ausgearbeitete Schriften in reicher Fülle erscheinen zu lassen.

Die äußere Lage des Studenten Wackernagel war eine überaus kümmerliche. Eigene Mittel besaß er keine oder doch nur sehr wenige; er war darauf angewiesen, zum Teil durch eigene Arbeit zum Teil durch fremde Beihilfe seinen dürftigen Lebensunterhalt zu beschaffen.

Vom Staate erhielt er auf sein Nachsuchen hie und da kleine vereinzelte Unterstützungen, so im Mai 1825 vom Regierungsbevollmächtigten bei der Universität fünfzehn Thaler; im September gl. J. wurde sein wiederholtes Gesuch um eine außerordentliche Unterstützung wegen Mangels an Fonds abgelehnt, dagegen im folgenden Monat ihm aus der Behr'schen Stiftung ein Stipendium von zwanzig Thalern jährlich für drei Jahre bewilligt unter der Bedingung, daß er Atteste der Decane über Wohlverhalten und fleißigen Collegienbesuch beibringe. Seitens der philosophischen Facultät erhielt er zu dreien Malen aus dem Collectenfonds Prämien, 1825 eine solche im Betrage von fünfundzwanzig Thaler für seine Arbeit über das Lied der arvalischen Brüder, 1826 zwanzig Thaler für die Lebensbeschreibung Nitharts, 1827 wiederum zwanzig Thaler für eine Abhandlung über die altdeutsche Partikel ne.

Neben dieser Unterstützung aus öffentlichen Mitteln waren auch Familie und Freunde bemüht, ihm beizustehen; so vor allem die Schwestern und der treue Schwager Peters. Bei der Mutter seines Schulfreundes Rudolf Ulfert, des späteren Justizraths, fand er während längerer Zeit eine Wohnung, bei ihr auch öfters einen gedeckten Tisch; auch bei Wilhelm

Schadow, so lange dieser in Berlin war, durfte er einmal in der Woche zu Mittag essen.

Hiezu kam, was er durch Abschreiben von Handschriften, durch Besorgung von Correcturen u. dgl., namentlich auch durch Stundengeben selbst verdienen konnte.

Aber bei alle dem war doch die Sorge um die Existenz eine immer drohende, niemals ganz abzuwehrende. Nicht nur mußten Nahrung und Unterkunft, wenn auch beides in bescheidenster Weise, beschafft werden; er bedurfte auch der Kleidung, er bedurfte der Bücher. Ob er für seine Collegien Honorar erlegen mußte oder davon befreit war, ist nicht bekannt.

So führte er denn ein Leben der Entbehrung und Mühsal, von welchem sein damaliger Genosse Ulfert sechzig Jahre später meinte, daß es für die heutige Generation fast eine Unmögkeit wäre. Und auch Gutzkow erinnerte sich daran, daß Wackernagels Armuth ihn den Studierenden sprichwörtlich und zum Gegenstand der Sage gemacht habe. „Denn es mag doch nur Sage gewesen sein, daß er auf einer Kegelbahn wohnte.“ Es war dies keine Sage, sondern traurige Wirklichkeit, freilich nicht in der Studentenzeit, sondern erst etwas später. Aber es war nicht viel besser, daß der Student Wackernagel immer im nngeheizten Zimmer arbeiten mußte, daß eine umgestürzte Kiste ihm als Schreibtisch diente und er sein bischen Essen auf der Studierlampe kochte, daß er Nachts, um zum Arbeiten wach zu bleiben, die Füße in kaltes Wasser stellen oder sich mit schwarzem Kaffee künstlich erregen mußte. Dabei hatte er immer noch den Sammtflaus, den er schon als Gymnasiast besessen, und über welchen damals Bräuer gescherzt hatte, weil er so seltsam an einem Menschen sich ausnehme, der oft nichts zu essen habe. Dieser Rock war das schönste und lange Zeit hindurch neben

einem mehrmals erwähnten großen grauen Mantel vielleicht das einzige gute Stück seines Kleidervorraths; wie oft hat er ihn wohl abgerieben und nach allen Seiten zurechtgebürstet, um ihn schwarz und gut erscheinen zu lassen.

Bei solchem Leben, das einem Ringen und Kämpfen gleichkam, ist es nicht zu wundern, daß Wackernagels Selbstvertrauen kein schwaches war. Er mußte sich vertrauen, sich auf seine Kräfte verlassen können; sonst war er verloren. Er mußte von sich nur gute Leistungen erwarten, sonst hätte er sein Ziel nicht unbeirrt vor Augen behalten können. Seine Freunde fühlten dies wohl und nannten es Eitelkeit; auch Lachmann fühlte es. Jakob Grimm gegenüber klagte er, daß von der Hagen den jungen Wackernagel immer mehr aufblähe, was dieser nicht ertragen könne, da er ein echtes Berliner Kind sei. Und wiederum an anderer Stelle Lachmann: „Wackernagel ist ein recht fleißiger junger Mensch, aber von wenig Urtheil und noch erschrecklich eitel, so sehr daß er es auch bei andern bewunderungswürdig findet und ordentlich erschrickt, wenn man etwa sagt: „das weiß ich noch nicht, das muß ich erst lernen“, weil er ordentlich meint, das sei schon Bescheidenheit.“

Selbstvertrauen und Selbständigkeit des Geistes war eben Wackernagel'sche Art, welche Wilhelm mit Philipp teilte. Als jener noch in den ersten Semestern seiner Studienzeit stand, hatte Philipp seine Freude daran zu sehen, wie er mit seinen Gedanken sich nicht auf der gewöhnlichen Heerstraße bewegte. Er war gespannt, wie lange Wilhelm mit seiner Frische und seinem sorglosen kritischen Skepticismus vordringen, wie lange er sich auf dem hohen Meere wohlfühlen würde, bloß in Gott ergeben und sobald nach keinem Hafen suchend, am wenigsten geneigt, ein Küstenfahrer zu werden. „Bleibe frei, lieber

Wilhelm", schrieb er ihm, „und bewege in deinem Herzen große Gedanken, deren es genug giebt, alte und neue."

So lebte Wackernagel als Student; der Reiz der Studienzeit, der im Gefühle der vollkommenen Freiheit begründet ist, alles Schöne und Hohe sich anzueignen ohne Rücksichten und Forderungen des Berufslebens, war sicherlich in jenen Jahren auch ihm nicht versagt, ja wohl gar gesteigert durch das Bewußtsein, zu diesen Genüssen nur gelangen zu können auf dem Wege aller möglichen Entsagung in äußerlicher Hinsicht. Dies auch ist es, was sein Bild in jenen Jahren zu einem überaus anmuthvollen macht, so wie sein damaliger Freund Abel Burckhardt aus Basel ihn später schilderte: „Ich habe in ihm einen edeln stillen eingezogenen, einen sittlichen und aufrichtigen Menschen achten und lieben gelernt, einen jungen Mann, der mit seltener Kraft Jahre lang, dem innern Berufe getreu, die ungünstigsten Umstände, die seinem Wissensdurste entgegentraten, ertrug und überwand. Ich sah ihn nicht etwa nur zuweilen und fand ihn immer herzlich, gemüthlich, zwar nicht dem ersten Annähern schon geöffnet, aber gegen die, welche er kannte, kindlich anhänglich, überhaupt von Herzen und in wenig Worten freundlich, im Umgange ansprechend."

Neben dem Erteilen von Stunden suchte sich Wackernagel einen Erwerb namentlich durch Abschreiben alter Manuscripte im Auftrage Anderer. Es war auch dies eine „Schreibfrohn", nur lange nicht so schlimm, wie diejenige, welcher der Knabe Wilhelm ohne Philipps Dazwischentreten einst beinahe verfallen wäre, vielmehr eine Thätigkeit, für welche sich Wackernagel vor Andern trefflich eignete und die auch für ihn nicht allein äußern Gewinn trug. Er hatte sich zu eigenem Gebrauche schon zahlreiche Handschriften copiert und auf diesem Wege für den Beruf

eines gelehrten Copisten die nöthige Uebung und Erfahrung erworben. Er schrieb eine zierliche saubere und sich immer gleichbleibende Handschrift, er verfuhr außerordentlich genau, kannte die alte Sprache und die alte Schrift, war unermüdlich fleißig und daher im Stande, seine Arbeit rasch zu erledigen. Alles dies waren Eigenschaften, die ihn für derartige Arbeiten besonders befähigt erscheinen ließen. Andrerseits war auch für ihn diese Thätigkeit nicht nur ein Mittel zum Gelderwerbe, sondern auch in anderer Beziehung förderlich, weil sie ihn zum tieferen Eindringen in Form und Geist der alten Sprache veranlaßte, ihm eine genaue Bekanntschaft mit mannigfaltigen Denkmälern der alten deutschen Literatur verschaffte.

Solchergestalt als Copist war Wackernagel für von der Hagen und für Lachmann vielfach thätig; auch Meusebach war oft im Falle, größere oder kleinere Stücke für seine Bibliothek copieren zu lassen, ja sogar für das Aufschreiben von Titeln auf Bücherrücken verwendete er gerne Wackernagels schriftgewandte Hand. Für Wilhelm Grimm hatte dieser eine Abschrift der Berliner Freidankhandschrift anzufertigen. Namentlich aber war es Homeyer, der Jurist, der ihm eine umfassende Beschäftigung in diesem Fache zuwies, in der Abschrift der Görlitzer Pergamenthandschrift des Sachsenspiegels von 1387. Der Auftrag hiezu ging von der Verwaltung der Bibliothek aus, welche die Kosten bestritt, und welcher die Copie dann auch zufiel; die Veranlassung und Leitung war Sache Homeyers der die Handschrift bei seiner Sachsenspiegelausgabe verwenden wollte. Wackernagel begann die Arbeit im Herbst 1826 und beendigte sie in den ersten Monaten des folgenden Jahres; seine Abschrift, ein Werk von 688 Blättern in 3 Foliobänden, steht heute bei den deutschen Manuscripten der kgl. Bibliothek

in Berlin, ausgezeichnet durch die saubere Gleichmäßigkeit der Schrift durch das ganze Riesenwerk hindurch.

Aehnliche Arbeiten waren z. B. die für Bernhardy besorgte Correctur des Dionysius, die Ordnung und Catalogisierung der Bibliothek des Generalpostmeisters von Nagler; an letzterer Arbeit war Wackernagel in den Jahren 1826—1828 während der Wintermonate beschäftigt.

♣

Unter Sorgen und Mühen ging Wackernagels Studienzeit ihrem Ende entgegen, und es war nicht abzusehen, wie sein ferneres Schicksal sich gestalten werde. Er mußte trachten, irgendwo und irgendwie festen Fuß zu fassen, und wenn dies nicht bald gelang, sich einstweilen in bisheriger Weise durchzufristen, durch Arbeiten, die neben seinen eigentlichen Studien hergiengen und ihm den nöthigsten Unterhalt verschafften.

Es bot sich hiezu gleich eine Gelegenheit. Der polnische in Berlin lebende Graf A. Raczynski wünschte, daß zu Aufklärung der Geschichte seines alten Geschlechtes Nachforschungen im Archiv zu Wielun, einem kleinen polnischen Städtchen nahe der Grenze Schlesiens, angestellt würden. Er suchte Jemanden, der dies thun könnte, und Wackernagel wurde ihm als solcher genannt. Dieser nahm den Auftrag an, so fern ab diese Arbeit auch von seinen Studien lag; als Honorar versprach ihm der Graf hundert Thaler für den Fall, daß seine Forschungen irgend welchen Erfolg hätten, d. h. wenn Wackernagel Auszüge auf die Familie Raczynski bezüglich gemacht habe und diese Auszüge doch wenigstens was die Zahl anbelange einem Zeitaufwand von acht Tagen entsprechen. Sollte jedoch Wackernagel durch die Grillen des Wieluner Archivars, Herrn von Lisiecki, dermaßen

gehindert werden, daß er Wielun ohne Resultat seiner Arbeit verlassen müßte, so sollte er immerhin fünfzig Thaler Honorar erhalten; doch sicherte der Graf, um dies zu verhüten, dem Archivar zwei Thaler für jeden Tag zu, an welchem Wackernagel ungestört fünf Stunden im Archiv zubringen werde. Als Reise- und Zehrgeld erhielt Wackernagel vierundsechzig Thaler.

Am 16. April 1827 reiste er von Berlin ab, unterwegs in Carolath dichtete er das Lied „Wie lustig die Bäume rauschen im Wind", in Breslau unterbrach er seine Reise. Er wollte hier die Zwecklosen, Bräuer, vor allem Hoffmann von Fallersleben grüßen und sehen; mehrere Tage blieb er hier liegen, lernte nun namentlich den Chemicus Runge kennen und lebte in ununterbrochenem frohem Verkehre mit Hoffmann; die vor Jahresfrist mit diesem zu Berlin geschlossene Freundschaft gedieh hier zu engster Vertrautheit.

Dabei aber nützte er die Zeit und Gelegenheit auch zur Arbeit. Hoffmann überließ ihm aus seiner Sammlung von Handschriftenfragmenten einige Stücke mit altdeutschen Predigten und einem ebensolchen gereimten Vaterunser. Wackernagel bearbeitete diese Texte in den wenigen Tagen zu Breslau und veröffentlichte sie dort im Drucke unter dem Titel:

> Spiritalia theotisca. sermonum sex ecclesiasticorum et orationis dominicae rhytmis expositae fragmenta. 22 S. 8⁰.

Das Büchlein ist Meusebach zu seinem Geburtstage gewidmet, die Vorrede vom 23. April, Wackernagels Geburtstage, datiert. Die Arbeit des Herausgebers ist in demselben eine rein textkritische; der Inhalt der Fragmente wird nicht berührt.

Es ist die erste umfangreichere Publication Wackernagels, einem Gebiete angehörend, dem schon damals seine Studien

nicht ferne lagen, und welches er, in wunderbarer Anknüpfung an dieses frühe Werk seiner gelehrten Laufbahn, in seinem letzten, erst nach seinem Tode erschienenen Buche, der Sammlung altdeutscher Predigten, wiederum betrat.

Neben dieser Arbeit wurden aber auch Hoffmanns spiritalia theotisca, wie dessen Weinkeller genannt wurde, nicht vergessen. Es war ein schöner Gewitterabend, an welchem die beiden Freunde auf Hoffmanns Stube zusammensaßen und beim Moselwein ernsthaft genug plauderten, scherzten und Pläne schmiedeten. Damals nahm sich Wackernagel vor, baldigst nach seiner Rückkehr in Berlin zu promovieren, dann aber sich in Breslau festzusetzen, wo es ihm so wohl gefiel, hier Vorlesungen zu halten, weiter zu studieren, zwecklos und fröhlich zu leben.

Doch das schöne Beisammensein mußte wieder aufhören, und die Reise Wackernagels gieng über Oels und Wartenberg und die polnische Grenze „weit weit in unliebe Ferne" nach Wielun. Wackernagel stieg hier beim Gastwirth Ernst vor dem Breslauer Thor ab; seine Nachsuchungen im Archiv begann er sofort. Aber er wollte seine eigenen Studien auch hier nicht liegen lassen, vielmehr sich an ihnen von der Archivarbeit erholen. Das Wessobrunner Gebet hatte ihn auch nach Wielun begleiten müssen, und die Abhandlung über dasselbe gedieh hier ihrem Abschlusse entgegen. Daneben copierte er sich eine von Hoffmann geliehene Abschrift der Trierer Handschrift eines niederrheinischen Farbenbuches.

Endlich war auch seine Thätigkeit im Archiv abgeschlossen, vor Ende Mai verließ er Wielun wieder. Auf der Heimreise rastete er nochmals in Breslau, Mitte Juni kehrte er nach Berlin zurück.

Aber das Heimweh nach Breslau und den dortigen Freunden war ihm nach Berlin gefolgt, er gedachte ihrer viel und wünschte sich zu ihnen und glaubte, in Berlin nicht eher zurecht zu kommen, als bis er wieder so tief in Arbeiten sitze, daß es ihm gleichgiltig werde, ob er in Berlin oder noch in Wielun sitze. Mit seiner Ausbeute von letztern Orte war Graf Raczynski sehr zufrieden, über einzelne Notizen sogar entzückt, weil er Wahrscheinlichkeiten für ausgemachte Dinge hielt.

III.

Wackernagel war von Wielun wieder nach Berlin zurückgekehrt; das Semester und damit das Triennium seiner Studienzeit gieng nun zu Ende. Er hätte diese nun durch das Doctorexamen abschließen können, that dies aber nicht. Zwar kaum aus dem Grunde, den sein Freund Ulfert später angab, weil er der Kenntniß verschiedener Examenfächer, namentlich der Philosophie, ermangelte; er hatte mehrere Male, und in diesem letzten Sommersemester noch bei Hegel, philosophische Vorlesungen gehört. Der Mangel der ihn hinderte war nicht der Mangel an Wissen, sondern der Mangel an Geld. Er war nicht im Stande, die Promotionsgebühren und sonstige Kosten zu erschwingen. Denn das Geld, das ihm seine Wieluner Reise eingebracht hatte, reichte gerade dazu, um sein Leben wie bisher weiter zu führen, und seine Lage war so trostlos und so kümmerlich wie vordem.

Da schien sich eine gute Lösung zu bieten, wiederum durch eine Stellung in Polen. Graf A. Raczynski, derselbe, für welchen er nach Wielun gereist war, machte ihm Namens seines in Polen lebenden Bruders den Vorschlag, in dessen Dienste als Geheimsekretär zu treten und für ihn auf dem Archive zu Warschau zu arbeiten, später Gouverneur bei dessen Sohne zu werden; fürs erste mit zweihundert Thalern festem Gehalt, freier Station u. s. w. Die Bedingung war nur, daß Wackernagel schon in derselben Woche dorthin reise. Dieser sah das Anerbieten als

einen Wink vom Himmel an, sagte zu und schloß mit dem Grafen einen Contract. Ueber Hals und Kopf besorgte er Abgangszeugnisse und Reiseschein, nahm überall Abschied, gab Stunden und Freitische auf, gab diese Bücher in Pension, verschenkte jene und allerlei Hausrath. Kurz, er war fertig und bereit, seine neue Stelle anzutreten. Da traf ein Brief vom Bruder des Grafen ein; derselbe ahnte von diesem eiligen Abschlusse nichts und wünschte, daß Wackernagel noch nicht engagiert werde. Nun verlangte der Graf den Contract zurück unter dem Vorgeben, Wackernagel selbst habe die Sache aufgegeben. Dieser aber drohte hierauf dem Grafen mit einer Klage. Zuletzt durch von der Hagens Vermittelung einigte er sich mit dem Grafen auf eine Entschädigung von fünfzig Thalern. Dies sollte zuvor nur noch dem Bruder gemeldet werden, der Graf that es, und als Antwort folgte der Entscheid, Wackernagel solle kommen, wie es zu Anfang sei abgemacht worden. Nun aber hatte dieser den Muth verloren; er überlegte, wie der Bruder des Grafen ihn jetzt wohl nur nehme, weil er müsse, und wie er selbst dies dann dort in fremdem Lande, rath- und freundlos, werde zu entgelten haben, nach Jahresfrist (denn nur auf so weit war contrahiert) werde entlassen werden und dann auch in Berlin um alles gekommen sei. So schrieb er denn ab, er war es, der nun aufgab; die Sache war beendet, und wer den Schaden hatte war Wackernagel. Er fand, daß Uhlands schöne Romanze vom Unstern ganz auf ihn und auf diesen Vorfall passe, konnte doch aber bald wieder damit zufrieden sein, daß es so gekommen war. Arbeiten hätte er freilich in Polen können, aber was hätte ihm dies geholfen? denn da sei Faulenzen besser, als einsiedlerisches Brüten ohne Mitteilung. Ueberhaupt, glaubte er, wäre es ebensogut gewesen,

wenn er nach Neuholland oder an den Missisippi gereist wäre. Er war froh, daß er in Deutschland, wenn auch nicht, daß er in Berlin bleiben mußte.

Aber mit dem Fehlschlagen der Aussicht auf eine Stelle bei dem Grafen Raczynski in Polen waren auch andere Aussichten vereitelt oder doch ihre Verwirklichung hinausgeschoben worden. Gerade diese Anstellung, durch die mit ihr verbundene Einnahme, und durch die dabei mögliche sorgenlose und ungestörte Arbeit, hätte Wackernagel in den Stand gesetzt, mit äußerer und innerer Leichtigkeit zu promovieren und sich dann nach Breslau zu begeben. Nun war die Sache zerfallen, und es konnte noch lange dauern, bis der Breslauer Plan zur Wahrheit wurde.

Er mußte sehen, wie er einstweilen in Berlin vom Flecke kam. Denn hier mußte er bleiben, wenn er zu seinem Ziele kommen wollte. Maßmann, damals Privatdocent und Turnlehrer in München, hatte ihn aufgefordert, dorthin zu kommen, aus dem engen versandenden Berlin heraus, in eine ihn „lüftende Thätigkeit, damit er nicht ganz als philologus und amanuensis verstocke.“ Wackernagel wußte, was er von diesen Ansichten und Rathschlägen Maßmanns zu halten habe; er fand solche „Lüftung“ keineswegs nach seinem Geschmack. Den Plan, den ihm Maßmann vorlegte, an Cottas Zeitschrift „Ausland“ mitzuredigieren, zugleich auch an der von Cotta projectierten Sammlung ausländischer Historiker mit zu übersetzen, und hiefür nach München zu gehen, schlug er kurz ab. Ihn ärgerte die patronatische Art, mit der ihm Maßmann seine Idee vortrug, und er glaubte, daß jener sie von selbst zurücknehmen werde, wenn er erst die Wessofontana, an welchen Wackernagel gerade jetzt arbeitete, in Händen habe.

Wackernagel wollte selbständig bleiben, wollte, wenn er nicht nach Breslau konnte, nur in Berlin bleiben, wollte hier sich durchreißen, so gut er es vermochte.

Zunächst hatte er die eben genannte Arbeit abzuschließen, welche ihn seit Jahren beschäftigt hatte.

Sie führte den Titel:

„Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen.“
95 S. 8°.

Sie erschien im Druck im Spätsommer 1827. Wackernagel betrat mit derselben ein Gebiet, das keineswegs ein noch unangebautes war. Die Brüder Grimm schon hatten diesen Stoff bearbeitet, anderer Forscher zu geschweigen, zuletzt im Jahre 1824 auch Maßmann. Dennoch durfte sich auch Wackernagel daran versuchen; es gab hier der umstrittenen Punkte so viele zu bestimmen, der schwierigen Fragen so manche zu lösen. Für eine Erstlingsarbeit — denn die bisherigen Publicationen Wackernagels, auch die spiritalia, treten an Fülle und Werth des Geleisteten hinter dieser weit zurück und kommen kaum in Betracht — war die Wahl des Themas eine kühne; aber wenn die Arbeit so gut gelang, wie es hier der Fall war, so war auch ihre Bedeutung eine um so hervorragendere. Das Buch zerfällt in zwei Teile, deren erster dem Wessobrunner Gebete, der zweite den Wessobrunner Glossen gewidmet ist. In jenem geht einer mäßigen Zahl einzelner kritischer und erklärender Anmerkungen eine ausgedehntere Abhandlung über das Gebet im Ganzen, über seine Form und Bedeutung voraus. Hier gelangt der Verfasser an Hand einer genauen Betrachtung des Vorkommens oder Fehlens von Alliteration zu dem Ergebnisse, daß das Gebet eine poetische und eine prosaische Hälfte habe und die letztere wiederum in zwei Teile zerfalle.

Hieran knüpft sich die ausführliche Begründung der schon in der früheren Arbeit Wackernagels vom Jahre 1825 geäußerten Ansicht, daß weder die erste Hälfte des Gebetes heidnisch sei, noch durch die zweite ein heidnischer Grundzug gehe; die Spitze dieser Ausführungen ist gegen die Brüder Grimm und Maßmann gerichtet, welche das Vorhandensein heidnischer Elemente in diesem christlichen Gebete behauptet hatten, gegen Maßmann meist mit unverhohlenem Spotte und mit rücksichtsloser Schärfe — Der zweite Teil des Buches enthält einen Abdruck der Wessobrunner Glossen nach Lachmanns Abschrift und eine Reihe Bemerkungen und Erklärungen.

Wackernagel war noch nicht 22 Jahre alt, als er diese Arbeit veröffentlichte; aber er trat in derselben mit einem Schritte in die Reihen der selbständigen Forscher seines Faches. Er hatte das Verdienst, Form und Bedeutung eines der bedeutsamsten altdeutschen Sprachdenkmale ergründet zu haben, durch Nachweisung der drei Teile des Gebetes und seines rein christlichen Ursprunges und Gehaltes.

Während Wackernagel am Wessobrunner Gebet arbeitete, rückte eine Sorge immer näher, die Sorge, eine Unterkunft für den nächsten Winter zu finden. Die bisher besessene Ulfert'sche Wohnung an der Markgrafenstraße war vom October an nicht mehr zu haben. Eine rechte Stube zu miethen, dazu reichten seine dermaligen Mittel nicht aus, und so griff er denn zu einer Auskunft, die einem Märchen gleicht und doch Thatsache ist, und zu welcher nur eine Energie wie die seinige sich entschließen konnte. Im Hofe des Hauses Lindenstraße 64/65 befand sich eine Kegelbahn, in diesem Hause war die Schmidt'sche Buchhandlung, welche sein Wessobrunner Gebet verlegte; er

hatte so Gelegenheit gehabt, den Ort kennen zu lernen. Und so bezog er denn diese Kegelbahn als Wohnung, wozu sie ihm der Eigenthümer des Hauses, der vielleicht sein Verleger selbst war, gerne und unentgeltlich überließ. Wohl war diese Kegelbahn mit Wänden und Dachung versehen, aber dennoch eine schlimme Behausung, um den Winter in ihr zuzubringen. Wackernagels Freund Julius Hübner, der um diese Zeit von Düsseldorf aus Berlin besuchte und ihn in seiner Kegelbahn wohnen sah, erzählte davon lange Jahre später folgendes:

„Wackernagel hatte sich mit der ganzen Einfachheit und Bescheidenheit eines jungen deutschen Gelehrten, ein zweiter Diogenes, dort häuslich eingerichtet. Wir Maler besuchten ihn öfters, und ich sehe das sonderbar eigenthümliche Lokal noch lebhaft vor mir und bedaure nur, daß keiner von uns auf die Idee kam, dies wunderbare Nest zu zeichnen und zu verewigen. Mit ganz besonderer Kunst hatte er die an der Wand angebrachte Kugelröhre zu seiner Bibliothek hergestellt und alle seine Bücher auf's sinnreichste bald liegend bald stehend darin angebracht. Das war zugleich der Hauptschmuck des Lokals; denn ich entsinne mich nicht einmal einer eigentlichen Ruhestätte, wenn es nicht dasselbe bankähnliche mit einer Decke belegte Gestell war, dessen man sich am Tage zum Sitzen und nicht minder als Tisch bediente. Gleich vor dem Eingange standen ein Paar schöne alte Bäume, die dem ganzen Ort einen lieblich stillen Charakter gaben; überhaupt wirds an Ruhe zum Studium dem Insassen der Kegelbahn nicht gefehlt haben. Bei Regenwetter freilich trat eine unausgesetzte Sorge, das Eindringen des Wassers zu verhüten, um so gebieterischer auf; aber was thats am Ende, die Hütte war noch immer eben so gut wie Diogenes' Faß, wenn dies letztere auch gewiß regen-

dichter war. Jedenfalls gab uns der seltsame Aufenthalt zu den heitersten Scherzen und Witzen Anlaß, gelegentlich wurde auch die alte Linde erstiegen und mit den Vögeln um die Wette jubiliert."

Wenn auch vielleicht bei der Schilderung Hübners der Künstler und Dichter in ihm unbewußt mitgewirkt, die lange dazwischenliegende Zeit einiges verschoben hat, so giebt sie doch ein zutreffendes Bild. Bezeichnender für Wackernagels Jugendzeit und rührender als dieses ist keine andere Vorstellung seines damaligen Lebens. Er wohnte hier bis ins Frühjahr 1828; aber er muß in dieser Zeit Entbehrungen erduldet haben, die ihm später jede Erinnerung daran unlieb machten, die aber gewiß fester in seinem Gedächtniß hafteten, als alles Frohe und Heitere, was frischer ungebrochener Jugendmuth und reicher Geist ihn auch damals erleben ließen. Gerade das Abenteuerliche seiner Wohnung bot hiezu vollauf Gelegenheit. Er hat später nur erzählt, wie er einmal trüb vor sich hin sinnend mit einem Stocke im sandigen Fußboden der Kegelbahn scharrte und dabei zufällig ein verborgenes Fünfgroschenstück zu Tage förderte, und wie dieser Fund ihn in seiner Armuth so hoch erfreut habe.

Mit feinem Humor spielt er auf sein Wohnen in der Kegelbahn und sein Arbeiten daselbst in der Vorrede zum Wessobrunner Gebet an, wo er bei Aufzählung der zu diesem Buch passenden Mottos bemerkt: „Was konnte z. B. passlicher sein als Jean Pauls Worte: Selten schiebt einer auf der literarischen Kegelbahn alle neun Musen!"? welchen Scherz Meusebach aufnahm, wenn er seine Briefe an Wackernagel adressierte: „auf der Neun Musen Kegelbahn", darin er ihn einlud zu ihm zu kommen und nicht nur „bis in die Karls-

straße, sondern bis in die Karlsstube zu gehen. Und wissen doch, daß ich nicht Kegel schiebe, am wenigsten im Winter, auch schwerlich in dem kegelbahnreichen Berlin diejenige Kegelbahn gerade treffen würde, die Sie bewohnen, was auch bebauen heißen kann, wie Sie besser wissen."

Auf der Kegelbahn schrieb Wackernagel Codex nach Codex ab, alle Vormittage war er bei Nagler in dessen Bibliothek beschäftigt. Da klagte er denn, daß er gar nicht zu eigenen fortlaufenden Arbeiten gelangen könne. Und doch kamen in jenen Monaten mehrere Ergebnisse eigener Arbeit zu Stande, an denen er selbst seine Freude hatte.

Das eine war ein Aufsatz über die Negation mit ne. Lachmann gefiel dieser Aufsatz sehr wohl, und auf seinen Antrag wurde er von der philosophischen Facultät mit dem Preise von zwanzig Thalern bedacht. Wackernagel bot ihn Hoffmann für die Fundgruben an und schlug ihm zugleich vor, auch den erweiterten Kürenberc (mit grammatischen lexicalischen metrischen ästhetischen Excursen) sowie den Nithart darin aufzunehmen, letztern sofern nicht ein Buchhändler zu finden sei, der ihn separat verlege.

Eine zweite Arbeit, welche Wackernagel damals beschäftigte handelte von den Pronomina und deren Stellung in der invertierten Wortfolge relativer Sätze. Dieser Gegenstand erschien ihm sehr interessant, man könne dabei scharf classificieren und feste Regeln geben. Teile aus dieser Abhandlung hatte er in die Einleitung zum Wessobrunner Gebet aufgenommen; im übrigen blieb sie damals öffentlich unverwerthet.

Schon im Januar 1827 hatte Wackernagel seinem Freunde Maßmann das Wachtelmäre geschickt, um es in seinen anecdota,

Denkmälern deutscher Sprache und Literatur, zu veröffentlichen; es war ursprünglich seine Absicht gewesen, dieses Stück zusammen mit dem ebenfalls aus einer Wiener Handschrift geschöpften Büchlein vom verkehrten Wirthe selbständig herauszugeben; nun überließ er sein druckbereites Manuscript Maßmann für dessen Sammelwerk. Dieser benutzte Wackernagels Beitrag nur in soweit es ihm gutdünkte, indem er einen andern Text desselben Stückes, den der Coloczaer Handschrift, zu Grunde legte, bei dem freilich nur zwölf Wachteln in den Sack kommen; für den Rest gab er Wackernagels Wiener Text und benutzte auch die von Wackernagel ausgearbeiteten erläuternden Anmerkungen.

„Suum cuique hab ich beobachtet gegen dich" schreibt er ihm zwar, aber es ist kaum glaublich, daß Wackernagel mit dieser Behandlung seines Beitrages einverstanden und zufrieden war. Dies um so weniger, als der Druck der „Denkmäler" sich ungemein verzögerte: die Vorrede Maßmanns zu denselben ist vom Juni 1827 datiert, aber der Schluß des Heftes erschien erst im Mai 1828. Da war denn Wackernagel inzwischen der Maßmannischen Publication zuvorgekommen. Im Januar 1828 erschien von ihm ein Bogen:

> Ahtzehen Wahtel in den sac! ein zweckloses d. h. sehr artiges altes Lügenmärchen, an den Tag gegeben von Wilhelm Wackernagel, zwecklosem Ehrenmitgliede. 8 S. 8°.

Es ist ein reiner Textabdruck, ohne Anmerkungen; aber Wackernagels Handexemplar zeigt, mit welchem Fleiße und unverkennbarem Behagen am Gegenstande er auch dieses Stück bearbeitete und immer neuen Stoff zu dessen Erläuterung zu sammeln bedacht war. Er war auch der Meinung, durch diese Publication den Rechten Maßmanns nicht zu nahe zu treten, um so weniger, als dieser mit seiner Arbeit so rücksichtslos

verfahren war und sie ohne seinen Willen abgeändert hatte. Dennoch war Maßmann über ihn ärgerlich, schon der Behandlung wegen, die er von Wackernagel in der Ausgabe des Wessobrunner Gebets erfahren hatte, und nun auch über diese seine Veröffentlichung; nannte sie einen Vor- oder Nachdruck, und forderte Wackernagel im Namen des Buchhändlers auf, seinen Abdruck nicht in den Buchhandel zu geben. „Eine Absichtlichkeit setz' ich nicht voraus bei Dir, wohl aber ein widerliches Vergessen, oder — ?"

Es ist nicht genauer bekannt, welchen Arbeiten Wackernagel im Jahre 1828 oblag; aber er trug sich mit dem großen Plane einer Herausgabe Fischarts, worum ihn der Buchhändler Laue in Berlin angegangen hatte. Vielleicht hatte er auch die Vorarbeiten hiefür schon begonnen; doch Lachmann rieth ihm davon entschieden ab, zur großen Freude Meusebachs, der über den geplanten Eingriff in das wie er glaubte ihm zustehende Fischartmonopol schon recht übel gelaunt gewesen war.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie das sorgenvolle Leben Wackernagels dadurch geadelt und verschönert erscheint, daß es ein den hohen Idealen wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens gewidmetes ist. Das Entbehren aller irdischen Güter zugleich ein siegreicher Kampf um den Besitz der schönsten geistigen: soviel Einbuße dort, soviel Erfolg hier. In diesem Gegensatze liegt der Zauber von Wackernagels Jugendleben.

Aber der Zauber wäre ohne Glanz und Duft, wenn nicht diesen geistigen Mächten, die das harte Leben Wackernagels verschönten, auch die Poesie sich beigesellt hätte; sie that dies,

sie wohnte schon in der Brust des Knaben und ließ ihn all die Herrlichkeiten erst ahnen und bald erfassen, die in den Werken alter Zeiten, in Volkslied und Sage und Märchen verschlossen liegen; sie begleitete ihn tröstend und erfreuend bei seinem Weiterschreiten, da er unter den neuern Dichtern sich umsah und hier vor allem den Romantikern, vor allem Ludwig Tieck mit Liebe und Begeisterung anhieng.

Wackernagel war einer der beglückten Menschen, die schon von Anfang an den Geist dichterischer Anschauung und Schöpfung empfangen haben und bei welchen es nicht nöthig ist, den Eindrücken und Einflüssen nachzuforschen, die den Dichter mögen wachgerufen oder gar erst erschaffen haben. Denn jener Geist ist höheren Ursprunges und bedarf keines äußern Anstoßes; der mit ihm Begnadete beginnt zu dichten, unbewußt und unberufen, wenn die Zeit gekommen ist. Nur daß solche Eindrücke seinem Dichten zuerst den Ton und die Richtung geben.

Dies war auch bei Wackernagel der Fall, und der Weg, den seine geistige Entwickelung in den ersten Jünglingsjahren gieng, zeigt, woher der Geist stamme, der aus den meisten seiner jugendlichen Gedichte bald leise bald lauter anklingt; es ist der Geist der Romantik.

Die ersten von ihm benannten Gedichte sind zwei Weihnachtslieder, die er 1821 dichtete, als 15jähriger Knabe. Was seitdem seine Poesie erschuf, ist nur zum kleinern Teile erhalten geblieben. Viele seiner Gedichte, aus innern Bewegungen des Gemüthes oder bei einzelnen Ereignissen gedichtet, wurden nicht aufbewahrt, vielleicht auch nur Freunden mitgeteilt. Denn in den Beziehungen, welche Wackernagel an viele und verschiedenartige Freunde knüpften, gab es manchen Anlaß zu meist heiterer Dichtung, die sich denn auch in den vielfältigsten Formen er-

gieng. Der Verkehr mit Buchholz und Ulrici, mit Theodor Fröhlich, mit der Namenlosen Gesellschaft weckte zahlreiche Lieder, auch Xenien und Epigramme, selbst Novellen und dramatische Dichtungen. Und daneben entstanden aus innern Erlebnissen des Dichters viele Poesien, die nur ihm gehörten.

Die ersten Veröffentlichungen von Gedichten Wackernagels geschahen in der von Julius Curtius redigierten Berliner Staffette, im Sommer 1828. Die meisten der hier gedruckten Lieder wurden nochmals mitgeteilt in derjenigen Sammlung, welche Wackernagel als

Gedichte eines fahrenden Schülers

im Spätsommer 1828 zu Berlin erscheinen ließ.

Diese Sammlung giebt ein klares Bild des damaligen Dichters Wackernagel; sie zeigt, in welchen Gebieten sein Forschen und Nachdenken sich bewegte, und in wie hohem Maße sein ganzes inneres Wesen davon berührt wurde. Seine wissenschaftliche Arbeit galt der deutschen Vergangenheit, und die Sprache, welche diese redete, die Farben, in welche diese sich kleidete, tönt und schimmert auch durch alle seine Lieder. So können diese der Dichtart beigezählt werden, die unter dem weitumfassenden Namen der Romantik begriffen wird. Der volle Reiz, den diese besitzt, ruht auch auf dem Büchlein, und auch ihre Mängel sind ihm nicht ferne geblieben: eine gewisse Eintönigkeit durch die häufige Wiederholung derselben dichterischen Vorstellungen, hie und da eine Lässigkeit oder Erzwungenheit des sprachlichen Ausdruckes. Von anderen Eigenheiten, wie der namentlich bei Tieck zu beobachtenden einer Aneinanderreihung schöner Worte und Begriffe, die doch ohne tiefern Sinn und innere Verbindung ist, daher auch nicht poetisch wirkt, sondern kalt läßt und verwirrt,

sind diese Lieder Wackernagels meist frei (er selbst hat diese Manier Tiecks in wohlgelungener Weise parodiert), und auch von der Meinung, daß in möglichster Kunstlosigkeit, ja in Formlosigkeit Geheimniß und Wirkung volksthümlicher Dichtung liegen, hat er sich ferne gehalten. Gleich den Werken seiner gelehrten Arbeit haben auch seine Dichtwerke schon damals zum guten Teile das Gepräge äußerer correcter Schönheit und die Kraft innerer Wahrheit, ohne daß dadurch die Zartheit der Empfindung und die freie schöne Natürlichkeit des Ausdrucks beeinträchtigt würde. Bestes Zeugniß hiefür ist die Thatsache, daß viele dieser Gedichte für den Gesang componiert wurden, manche sogar mehrere Male. Freudenberg, Sauermann, Villaume, Nicolai, Franz Kugler u. A., haben solche Compositionen geschrieben, vor allem Theodor Fröhlich konnte nicht müde werden, die „durch und durch lieblichen, anmuthigen, durch und durch sanglichen und mehr als componierbaren Lieder“ in Töne zu setzen.

Aber die Gedichte eines fahrenden Schülers sind nicht nur dazu angethan, den Dichter Wackernagel in seinen ersten Leistungen zu zeigen; sie sind auch für die Geschichte seines Lebens von wesentlicher Bedeutung. Nicht ohne Grund hat er der Sammlung in seinem Exemplar die Worte des Euripides vorgesetzt:

....................ποιητὴν δ'ἄρα
ἔρωσ διδάσκει, κἂν ἄμουσοσ ᾖ τὸ πρίν.

Denn in der That geht durch alle diese Lieder derselbe Ton. Es sind nur wenige darunter, welche lediglich die Schönheit und Wonne der Natur, die Freude des Wanderns preisen oder als Schilderungen fremden Geschickes dem Leben des Dichters ferner liegen; die meisten reden von seinem Herzen und dessen

Sehnen und Hoffen, von treuer Liebe, aber über diesen allen ruht die tiefe Schwermuth wie ein Schleier, die Sehnsucht findet keine Erhörung, und die ergreifendsten der Lieder singen von bittern Schmerzen, von Trauer und Thränen.

Wir zweifeln nicht, daß aus diesen Liedern wahre Erlebnisse des Dichters zu uns sprechen; denn in so herzergreifende Töne kann kein erborgtes Gefühl gekleidet werden. Sie sind die einzigen Zeugnisse hievon; bei dem wunderbar schönen Gedichte „Veylchens Bitte" hat Wackernagels Hand „Potsdamm. Sommer 1828." beigeschrieben; diese Angabe darf unsern Vermuthungen nur den Weg weisen, aber näher treten sollen wir diesem Heiligthum nicht.

Fast fremdartig neben den Gedichten eines fahrenden Schülers erscheint der denselben angefügte Anhang „literarischer Beziehung." Nur die hier stehenden beiden Gedichte über des Knaben Wunderhorn haben Art und Weise der frühern; die übrigen des Anhangs sind von ihnen völlig verschieden. Neben den Spott- und Kampfliedern wider Saphir stehen Xenien und Distichen; Witz und Hohn über Philister, Recensenten, schlechte Dichter u. dgl. gehörten zu den Elementen der Poesie der Romantiker und waren daher auch hier ganz am Platze, und ebenso die virtuosen Kunststücke, in welchen Distichon und Choliambus vorgeführt und erläutert werden.

Den Beschluß des Büchleins machen zwölf Gedichte in mittelhochdeutscher Mundart, dem Freiherrn von Laßberg zugeeignet. Wackernagel war bei seiner fortgesetzten Beschäftigung mit den alten Dichtern deren Sprache beinahe so vertraut geworden wie die neue; sein Waltram hatte dies zuerst bewiesen, und im Herbst des gleichen Jahres 1827 war es ihn „wie ein chronisches Fieber" angekommen, auch mittelhochdeutsche Minnelieder zu

dichten. Eine Auswahl derselben wurde in die Gedichtsammlung aufgenommen; sie zwangen selbst Lachmann zu dem Lobe, daß Wackernagel einen recht guten mittelhochdeutschen Stil schreibe.

Die Gedichte eines fahrenden Schülers fanden bei der gelehrten Kritik keine günstige Aufnahme. Die Recensenten der allgemeinen Literaturzeitungen von Halle und Jena und der Blätter für literarische Unterhaltung stimmten im Tadel derselben überein: sie erklärten sie für gekünstelt und manieriert, für Schülergedichte im wahren Sinne des Wortes, für erzwungene Nachahmungen der alten Volkspoesie und neuerer Dichter, und sprachen Wackernagel alle und jede Fähigkeit zum Dichten ab. Ein warmes Lob dieser Gedichte und eine verständnißvolle Beurteilung dieser Dichtung überhaupt brachte nur das Literaturblatt zum Morgenblatt. Aber letztere Anschauung war auch diejenige des Publicums; denn die Gedichte wurden mit Freuden entgegengenommen, im Frühjahr 1829 mußte eine zweite Auflage derselben veranstaltet werden.

Wackernagels Waltram und seine folgenden wissenschaftlichen Publicationen hatten ihn auch in weitern Kreisen bekannt gemacht. Die Brüder Grimm in Kassel waren auf ihn aufmerksam geworden, ebenso der Freiherr Joseph von Laßberg auf Schloß Eppishausen. Letzterer hatte am Waltram kein sonderliches Wohlgefallen gehabt; doch verflog der Aerger des ritterlichen Herrn bald, als er nach und nach von Wackernagel auch seine übrigen Schriften zugesandt erhielt, aus denen er zu seiner Freude „wieder einen jungen Teutschen kennen lernte, der seine gute alte Sprache liebgewonnen habe und etwas für sie

thue.“ Als Gegengabe schickte er Wackernagel im Mai 1827 seine Ausgabe von Schondochs Erzählung von der Bekehrung des Königs der Littauer, vorbedeutsam genug aus einer Basler Handschrift geschöpft, und lud ihn zugleich ein, ins alte schwäbische Sängerland zu kommen; da werde er in wenigen Wochen mehr eigenthümliches an der Sprache kennen lernen, als wenn er Monate lang über den Wörterbüchern liege. Wackernagel hinwiderum schickte ihm einige selbst gedichtete mittelhochdeutsche Minnelieder. Im folgenden Jahre wurden dieselben in den Gedichten eines fahrenden Schülers unter den übrigen altdeutschen Liedern mitabgedruckt, welche Wackernagel dem edeln Freiherrn zueignete, als Zeichen der Verehrung, die er für diesen merkwürdig anziehenden Mann empfand.

Verschieden von Laßberg war der Ober-Revisions-Rath Karl Hartwig Gregor von Meusebach in Berlin. Die beiden Freiherren spielen in den Jahrzehnten, in welchen die germanische Wissenschaft ihre Blüthe erreichte, eine denkwürdige Rolle, der eine im Norden, der andere im Süden Deutschlands wirkend, beide bemüht, jener Wissenschaft zu dienen durch Sammeln von Handschriften und Drucken aus der deutschen Literatur und auch durch eigene Herausgeberthätigkeit. Beide waren im germanistischen Fache Dilettanten, aber Meusebach besaß außerordentliche Detailkenntnisse und einen Gelehrtensinn, der jenen Mangel ausglich, Laßberg einen Enthusiasmus für die Wissenschaft, der mit jenem Mangel versöhnen konnte. Dennoch hat nur Laßberg durch eigene Publicationen sich thätig erwiesen, Meusebach ist über den Vorbereitungen zu einer immer geplanten aber immer hinausgeschobenen Veröffentlichung gestorben. Laßberg war eine wirklich freiherrliche Natur, offen, herzlich, hilfreich; Meusebach hatte zu viel Acten- und Bücherstaub auf sich, und

nur Wenige fanden durch die Originalität seines Wesens hindurch den Weg zu seinem Herzen.

Zu diesen Wenigen gehörte Wackernagel erst später, damals noch nicht. Zwar widmete er Meusebach seine spiritalia theotisca, aber es war dies weniger die Widmung eines Freundes, als die eines untergebenen Verehrers. Er war Meusebach dienlich zur Anfertigung von allerhand größern und kleinern Abschriften, auch zur Aufschreibung von Titeln auf die Rücken seiner Pergamentbände; andrerseits konnte er sich aus seiner berühmten Bibliothek gar manches Buch entleihen, dessen er bei den Studien bedurfte, und das anderwärts nicht aufzutreiben war. Aber ein traulicher Verkehr bestand zwischen den beiden nicht. Wackernagel war zu arm und zu sehr auf Verdienen und Arbeiten angewiesen, um Meusebach für dessen specielle Zwecke viel zu nützen, um ihm Dienste zu leisten wie z. B. Hoffmann von Fallersleben that; und Meusebach war zu viel Egoist, um unter diesen Umständen dem armen Studenten und Privatgelehrten befreundeter zu werden. Dazu kam noch für Meusebach die Sorge, in dem vielverheißenden jungen Forscher sich einen Marktverderber erstehen zu sehen, der vielleicht gar in die Fischartpläne durch eigene Herausgabe störend eingreifen konnte.

Diesen Männern und neben ihnen den Lehrern, namentlich Lachmann, gegenüber hatte Wackernagel zunächst seine Eigenschaften als Gelehrter geltend zu machen und zu trachten, durch gewissenhaftes Arbeiten in seinem Fache ihren Beifall, ihre Achtung und Zuneigung zu gewinnen. Ein anderer Mensch war er für die Freunde, welche, an Alter und Lebensstellung ihm gleich, einen reichen bunten Kreis um ihn bildeten. Zwar erschien er auch ihnen als ein Mann, dessen erfolgreiche Thätig-

keit und wissenschaftlicher Ernst Achtung forderten; aber ihnen erschloß er noch ganz andere Tiefen seines reichgebildeten Wesens: mit ihnen vereint konnte er lachen und jubeln, konnte schwärmen und dichten, im Verkehre mit ihnen konnte sein streng geschlossener Mund sich öffnen zu fröhlichen und scherzenden Worten, konnte sein Geist ihn dahintragen über alles mühselige hinweg auf goldene Höhen, wo seine freie Rede sich ergieng über alles, was um ihn und unter ihm lag, er in schönen Träumen sich wiegte und Gedanken haben konnte, die nicht von der Erde waren.

Von den Freunden, die er schon in der Schulzeit besessen, waren Maßmann, Bräuer, Hübner nicht mehr dauernd in Berlin; auch Carl Hickstein, der einst mit ihm auf der Schulbank gesessen, ein Mensch voll Phantasie und Kraft, hatte Berlin verlassen und lebte außerhalb als Student in Greifswalde. Mit ihm und Rudolf Ulfert hatte Wackernagel schöne Horazische Abende gefeiert, mit Wilhelm Buchholz sich an alten und neuen, fremden und eigenen Dichtungen erfreut und im heitern Spiele des Scherzes und Spottes geübt. Die „humoristische Trippelallianz“ Wackernagel, Buchholz, und Theodor Fröhlich pflegte die Kunst des Witzes als wirkliche Kunst und ergötzte sich daran, bis der Witz sich veredelte zu der höhern Stimmung echten Humors, zu der Region, in welcher vor allem Wackernagel, der als „Triarier des Humors“ gepriesene, sich wohl und glücklich fühlte. Hermann Ulrici, der „Auscultator“, studierte gleichzeitig mit Wackernagel zu Berlin die Rechte, kam aber durch seine Beteiligung an literarischem und ästhetischem Treiben immer mehr von der Jurisprudenz ab, bis er das philosophische Studium ergriff; ihn verband mit Wackernagel eine begeisterte Liebe zur Dichtkunst und auch eigene poetische Production; die

Namenlose Gesellschaft war der Mittelpunkt, an welchem ihre beidseitigen Bestrebungen sich berührten.

Aber unter allen damaligen Freunden Wackernagels nahm Theodor Fröhlich die erste Stelle ein; er war drei Jahre älter als jener, ein geborener Schweizer aus Brugg, hatte sich ursprünglich dem Rechtsstudium ergeben, von diesem aber sich der Musik zugewandt. 1826 kam er nach Berlin, um sich völlig dieser Kunst zu widmen; er nahm Unterricht bei Zelter und Bernhard Klein, wurde befreundet mit Felix Mendelssohn. Um diese Zeit war es, daß er und Wackernagel sich kennen lernten und sich mit der ganzen Kraft ihrer Seelen erfaßten. Der ernste gemüthreiche Wackernagel und der durch tausend Gefühle bewegte, vom Feuer seines Geistes oft über alle Grenzen hinweggerissene Fröhlich fanden zusammen das schönste Glück. „Es war eine wonnevolle Zeit, ein herrlicher Verkehr, und eine Wechselanschauung des Geistes und Gemüthes, bei Gott schöner, als sie Schleiermacher in seinen Monologen träumt", schrieb später Fröhlich. Zu dem oft in stiller Gelehrtenarbeit versunkenen Geiste Wackernagels bildet Fröhlichs rauschender Enthusiasmus für seine Kunst und für alles, was Kunst und Schönheit war, einen wunderbaren Gegensatz; in seiner phantasievollen Natur waren Elemente, die an den Hofmann'schen Kapellmeister Kreisler erinnern. Mit diesem Manne lebte Wackernagel im engsten Verkehre, dichtend, schwärmend, scherzend. „Wie viel Freuden haben wir einander bereitet und brüderlich genossen", erinnerte ihn später Fröhlich. „O der Scherz ist doch ein göttliches Leben, — aber wer nicht ernsthaft sein kann im eigenen Forschen und Betrachten, wie will der gar den Scherz erschwingen? Unmöglich. Nur der kraftvollste Mann wird kindlich sein, und nur der kindliche ist mir lieb. Wenn ihr

philologischen Mückenseiger und ihr kameelverschlingenden Gedächtnißkrämer nicht werdet wie Kinder, so könnet ihr nicht ins Himmelreich eingehen. Ach was ist solch' ein Mensch, denn eine Note zu einem mangelnden Text, ein Inhaltsverzeichniß zu nicht verstandenen Werken?" In Fröhlichs begeisternder Nähe entstanden im Herzen Wackernagels immer neue Lieder, und so manche davon kleidete Fröhlich in die Töne seiner Melodieen. Er war der „fröhliche" Musikant, den Wackernagel in seinem schönen vielgesungenen Liede feierte. Sie beide waren die hervorragenden Glieder der Namenlosen, sie auch die ersten Ehrenmitglieder der Zwecklosen Gesellschaft.

Mit Wackernagels Abreise nach Breslau gieng dieses schöne reiche Leben zu Ende, die beiden Freunde sollten sich erst nach Jahren wiedersehen.

Durch Vermittelung Fröhlichs wurde Wackernagel auch bekannt mit Abel Burckhardt aus Basel. Dieser studierte in Berlin Theologie; er stand damals in der Blüthe seiner frischen ungehemmten Begeisterung, ein Jüngling voll idealen Feuers. Es war kein Wunder, daß zwischen ihm und Wackernagel gleich die innigste Vertrautheit entstand; ihm neben Caspar Bluntschli sind die Gedichte eines fahrenden Schülers zugeeignet.

Die Auserwählten dieser Freunde vereinigten sich mit Wackernagel zu dem engern Verbande einer Gesellschaft, genannt die Namenlose, in Namen und Wesen der Breslauer Zwecklosen nachgebildet. Es waren nur sieben Mitglieder, außer Wilhelm sein Bruder Philipp, der 1827 nach Berlin zurückgekehrt war und hier als Lehrer am kölnischen Realgymnasium wirkte, dann Hermann Ulrici, und die Schweizer Theodor Fröhlich aus Brugg, Abel Burckhardt und J. J. Herzog aus Basel, Caspar

Bluntschli aus Zürich. Eine Vereinigung der verschiedenartigsten Elemente blühte diese Gesellschaft im Frühjahr und Sommer des Jahres 1828; alle vierzehn Tage kam sie auf dem Zimmer eines ihrer Mitglieder zusammen zur Pflege heiterer geistiger Geselligkeit, zum gemeinsamen Genusse von Dichtungen, fremder oder eigener. Letztere wurden in schriftlichen Recensionen durch das eine oder andere der Mitglieder beurteilt, und daß dabei der Witz nicht gespart werden durfte, verstand sich von selbst. Einst sollte in dieser Gesellschaft der Geburtstag Abel Burckhardts feierlich begangen werden, und man beschloß, dies dadurch zu thun, daß Jeder einen alttestamentlichen Stoff dramatisch und zwar als Puppenspiel behandle. Der Held des Tages, Abel Burckhardt, wählte zu seinem Stoffe die Geschichte des Jonas, da denn im I. Acte des Stückes Jonas vom Fische verschlungen wird, im II. Acte aber sich im Wirthshaus zum Walfisch befindet und dies selbst dadurch erklärt, daß die Nationalisten ihn changiert hätten, ferner Hanswurst unters Thor von Ninive kommt und nach seinem Passe gefragt erklärt, ihn in der linken Tasche zu haben, die Niniviten aber „die nicht wissen Unterschied was rechts oder links ist“, darum den Paß nicht finden können und den Hanswurst müssen passieren lassen. Herzog behandelte die Geschichte Josephs, gelangte aber nur bis zur Traumdeutung, bei welcher die Traumdeuter in Kant'scher, Schleiermacher'scher, Hegel'scher (Kuhsein und Nichtkuhsein) Sprachweise redend auftraten. Wilhelm Wackernagel dichtete ein Spiel „Judith und Holofernes“; über den Inhalt desselben ist nichts bekannt; er beabsichtigte, es im Drucke erscheinen zu lassen; als dies nicht zu Stande kam, nahm er von den darein verflochtenen Liedern mehrere in die Gedichte eines fahrenden Schülers auf; es sind die mit „Rebecca und Benjamin“, „Ständchen mit Frost“,

„Marschlied“, „Soldatenlied“ überschriebenen. Aber noch andere Dramen hat Wackernagel für die Namenlose Gesellschaft gedichtet, eine „Zerstörung von Schildburg“, woraus in den Schülergedichten „Mägdleins Leid“ und „Erfüllte Sehnsucht“ und einen „Barbier von Bagdad“, woraus „Schlummerlied“, „Schlachtlied“, „Drehen ohne Ende“, „Ueberglücklich“ stammen. Das letztere Spiel sollte von Fröhlich als Oper componiert werden.

Eine weitergreifende, gewißermaßen öffentliche Bedeutung gewann die Namenlose Gesellschaft durch ihr Auftreten gegen Saphir.

Der Jude M. G. Saphir war 1825 von Wien nach Berlin gekommen und hatte hier auch in den literarischen Kreisen freundliche Aufnahme gefunden. Dies änderte sich jedoch bald nach dem Erscheinen seines Journals: „Berliner Schnellpost für Literatur, Theater und Gesellschaft“, im Jahr 1826, neben welcher er seit 1827 auch den „Berliner Courier, ein Morgenblatt für Theater, Mode, Eleganz, Stadtleben und Localität“ herausgab. In beiden Blättern begann er ein „journalistisches Scandaltreiben“, mit dem er zwar den grösten Teil der Bevölkerung höchlich befriedigte und belustigte, die wahrhaft Gebildeten und Anständigen aber verletzte und zur Gegenwehr nöthigte.

Saphirs Bestreben war, über alles und jedes und zu jeder Zeit Witze zu machen und mit diesen seine Journale anzufüllen. Er jagte nach Witzen und lebte davon; „er schacherte mit der Poesie und verkaufte Witze nach der Elle“, ein vollkommener Jude auf literarischem Gebiet; da war es nur natürlich, daß sein Witz meist fade und platt und erzwungen, dabei von Unverschämtheit und oft Zweideutigkeit begleitet war. Diesem Unwesen mußte entgegengetreten werden von Solchen,

die selbst auch den Witz und Scherz und Humor mit Vorliebe pflegten, aber dabei nie der Grenzen vergaßen und sich immer auf einer gewissen Höhe erhielten. Sie mußten den Kampf um so eher aufnehmen, als Saphir den fast allgemeinen Beifall auf seiner Seite hatte. Er war im witzliebenden Berlin der vollendete Typus jener zahllosen Durchschnittsgebildeten, die mit Späßen über alles aburteilen, voll Stolz auf ihre „intellectuelle Bildung“, ohne Gemüth und ohne höhere Ahnung dahinleben, mit sich und mit der Welt und mit Gott auf die lustigste Weise fertig werden. Saphir vertrat diese Anschauung mit Talent und Geschick und fand darum solchen Anklang. Die Opposition, die sich gegen ihn erhob, namentlich von Fouqué, Häring, Hitzig, Gubitz ausgehend, mußte mit seinen eigenen Waffen ihn zu bekämpfen suchen, und so bewegte sich denn der Streit, in Saphirs Journalen einer-, im Gesellschafter und in der Staffette andererseits, in zahlreichen Flugblättern und vereinzelten Heften, vorab in der Weise, daß ein Jeder trachtete den Andern auf die witzigste Manier lächerlich zu machen.

In diesem Streit trat nun auch die Namenlose Gesellschaft als Gegnerin Saphirs auf den Kampfplatz durch die Herausgabe der im Mai 1828 erscheinenden Schrift:

Otto Bellmann und Berlin, M. G. Saphir und die intellectuelle Bildung. Ein namenloses Pamplet. 44 S. 8°.

mit Beiträgen von Wilhelm und Philipp Wackernagel und Abel Burckhardt; von letzterm stammte die an der Spitze des Büchleins stehende „Tragödia in 5 Acten; der liebenswürdige Jüngling oder der Marterer der Wahrheit“, — „eine sehr lustige Tragödia: es giebt vielleicht nur einen Menschen in ganz Berlin, dem dabei die Augen übergehen; die übrigen lachen auf

seine Kosten“, — die darauf folgenden Gedichte waren das Werk der Brüder Wackernagel. Eine Besprechung dieser Schrift in der Berliner Staffette sagt u. A. darüber: „Obgleich das Büchlein sich ein namenloses Pamphlet nennt, so findet sich doch von dem Gehässigen, was ein solches haben soll, keine Spur: das Kleeblatt der Verfasser (mit Chiffern E., K., P. und W.) ist auch insofern ein seltenes, als es des herrlichen Spruchs Platens:

Wer Haß im Gemüth und Bosheit trägt und wer unlautere Regung,
dem weigert die Kunst jedweden Gehalt und die Grazie jede Bewegung,

immer eingedenk geblieben ist. Selbst der edle Unwille über die Schlechtigkeit, Flachheit und Feilheit der literarischen Umwälzer ist hier in das Gewand des Scherzes gekleidet, und der Spott wirkt um so vernichtender, als er durch die Form, wie er vorgetragen wird, zugleich die geistige Ueberlegenheit der Verfasser bekundet. Mit Leichtigkeit bewegen sie sich in den Formen aller möglichen Dichtarten, und vor dem Meister stellen sie vollkommene Muster auf, die wir der Sonntagsgesellschaft zum Studium empfehlen. Sie kann daraus lernen, was den meisten ihrer Mitglieder fremd zu sein scheint, was die rechte Form des Sonnetts, des Trioletts, des Ritornells, der Glosse ist, was man unter Choliamben oder Hinkjamben versteht, was das anapästische Maß ist, und was Assonanzen für Gewächse sind. — Leider werden manche Beziehungen und Anspielungen unverstanden bleiben; denn die Verfasser haben aus dem reichen Schatz ihrer Anschauungen mit beiden Händen, man könnte sagen verschwenderisch ausgetheilt, wenn der ein Verschwender heißen kann, der seinen Ueberfluß nicht zu belassen weiß.“

Das Blatt, in welchem die Schrift der Namenlosen Gesellschaft so freudig begrüßt wurde, war die Berliner Staffette, vormals Estaffette, redigiert von Julius Curtius. Sie nannte sich „ein literarisches Oppositionsblatt", und die Spitze ihrer Opposition richtete sich gegen Saphir und die von ihm vertretenen Gesinnungen. Mitarbeiter neben Curtius waren Gruppe, Th. Echtermeyer, und vor allem Carl Simrock.

Die Schrift „Otto Bellmann" gab Wackernagel den Anlaß, mit diesen Männern in nähere Berührung zu treten. Namentlich Simrock, Referendar am Kammergerichte zu Berlin, verkehrte mit ihm schon damals sehr häufig. Er forderte Wackernagel, den „wackern Nagel am Sarge feiler Journalistik", auf, nun auch an der Staffette mitzuarbeiten, und dieser folgte einem solchen Rufe sehr gerne. Seine Beteiligung begann im Sommer 1828; er schrieb, oft mit beißendem Witze, Theaterrecensionen, lieferte Besprechungen von Büchern, fertigte Xenien, Streckräthsel, Fragen für Tenzonen. Vor allem aber erschienen hier nun auch kleinere lyrische Gedichte von ihm, unter der Rubrik der „mit neuen Melodieen versehenen Schöneberger Nachtigall", mit Beziehung auf die 1822 von Hoffmann von Fallersleben veröffentlichte Liedersammlung. Viele der hier erscheinenden Lieder Wackernagels wurden sodann in die Sammlung der Schülergedichte aufgenommen; aber auch nach deren Erscheinen und noch, als Wackernagel schon in Breslau war, brachte die Staffette manche Gedichte, die aus seiner Feder geflossen waren.

Im November 1827 hatte Wackernagel dem Freunde Hoffmann von Fallersleben in Breslau seine Lage geschildert, seinen Verdruß, seine Mißstimmung und Abspannung. „Min leben ist so kumberlich“, singt er in einem der damals gedichteten mittelhochdeutschen Lieder. Diese Klagen gingen Hoffmann ans Herz, und er kam wieder auf die Pläne zurück, die sie einst zusammen in Breslau in froher muthiger Laune entworfen hatten. „Sie müssen herkommen, lieber Wackernagel, müssen hier Vorlesungen bei der Universität halten, müssen binnen kurzer Zeit fünfhundert bis tausend Thaler Gehalt beziehen.“ Er entwickelte ihm mit Frische und Ausführlichkeit alles was er zu thun habe: in Berlin promovieren, wozu ihm die Kosten gewiß geschenkt würden, wenn er seine Arbeit über die Negationspartikel vorlege, — in Breslau pro facultate legendi disputieren und sich dazu einen fruchtbaren minder behandelten Stoff auswählen, — noch diesen Winter ein Büchlein von wenigstens zehn Bogen drucken lassen und dasselbe samt seinen übrigen Werken dem Ministerio einreichen, worauf ihm gewiß soviel Unterstützung werde gewährt werden, daß er nicht verhungern dürfe, — endlich Vorarbeiten zu seinen Vorlesungen machen. „Sie dürfen nur die Hälfte wagen was ich gewagt habe, und Sie bringen es gerade noch einmal so weit als ich es gebracht habe.“ Die Breslauer Professur, an deren Bekleidung durch Wackernagel Hoffmann dachte, war diejenige Büschings; ihre baldige Erledigung war vorauszusehen.

Aber Wackernagel fand den Muth nicht, Ja zu sagen, und dies war in der That begreiflich. Nur als promotus konnte er auf Erfüllung seiner Absichten in Breslau hoffen; daß ihm die Kosten der Promotion würden geschenkt werden, glaubte er nicht, und sie selber zu bestreiten ermangelte er der

Mittel. Das mochte er so deutlich Hoffmann nicht mitteilen. Diesem hinwiederum war Wackernagels Muthlosigkeit unbegreiflich. „Ein Kerl wie Sie, jung und rüstig, gesund an Leib und Seele, voll redlichen Strebens, gewandt im Schreiben und Reden, sollte das Wort „muthlos“ nie in den Mund nehmen und höchstens nur als Gegenstand der Grammatik eines Blickes würdigen. — Bedenken sie doch, daß Vieles, oft Alles in der Welt lediglich von der rechten Zeit abhangt. Ein flüchtig aufgegriffener Plan, mit etwas Beharrlichkeit und mit gutem Willen ins Leben gebracht, führt uns, sobald ihn Zeit und Umstände gehörig zu unterstützen vermögen, viel weiter als alles Grübeln zur Unzeit und der gröste Kraftaufwand. Es sollte mir Leid thun, wenn Sie sich diesen Satz erst durch eigene Erfahrungen bewahrheiten wollten!“

Als Wackernagel diesen Brief Hoffmanns erhielt, konnte dessen ermuthigender Zuspruch ihm doppelt erwünscht erscheinen. Seine Lage war noch dieselbe wie vordem, ja sie war durch Vereitelung neuer Hoffnungen nur eine trostlosere geworden.

Im Spätherbst 1827 war ohne Wackernagels Zuthun, aber auf Verwendung Lachmanns, von der Hagens und Homeyers der Oberbibliothekar Wilken in Berlin gewillt gewesen, ihn bei der königlichen Bibliothek als Custos mit einem Gehalte von vierhundert Thalern anzustellen. Wackernagel kam ein solcher Plan sehr gelegen, weil ihm dadurch neben fester Thätigkeit auch eine sichere und angenehme Muße bevorstand und er auf diese Weise hoffen konnte äußeres und inneres Material zum promovieren zu gewinnen. Die Sache aber zog sich in die Länge, ohne daß er wußte weßhalb, und den ganzen Winter hindurch wurde ihrer von keiner Seite mehr Erwähnung gethan. Endlich zu Ostern glaubte Wackernagel, der

die Aussicht auf die Bibliothekstelle längst aufgegeben hatte, auf andere Weise ein Unterkommen zu finden. Der Berliner Oberbürgermeister von Bärensprung wollte ihn bei seiner Lieblingsschöpfung, der neuen Gewerbeschule, in den obersten Klassen als Lehrer der deutschen Sprache anstellen. Aber er mußte es unterlassen, weil ihm Wackernagel durch Herrn Geheimenrath von Kamptz als ein in politischer Rücksicht verdächtiger und unsicherer Mensch mißempfohlen wurde. Kamptz hatte den Brief Wackernagels vom Jahre 1819 nicht vergessen und strafte nun nochmals und aufs härteste, was schon der vierzehnjährige Knabe hatte büßen müssen. Wackernagel erfuhr dies und erfuhr zugleich, daß Wilkens Plan, ihn bei der Bibliothek zu verwenden, auch nur durch Herrn von Kamptz war hintertrieben worden. Dieser doppelte Schlag von dem harten Manne traf ihn schwer. Er wendete sich direkt an ihn, um sich von dem auf ihm lastenden Verdachte zu reinigen. Er wies darauf hin, daß jene „strafwürdigen" Aeußerungen, die er einst als Gymnasiast gethan, bloße Erzeugnisse einer vorübergehenden Verkehrtheit gewesen seien, und daß er sich seitdem von allen derartigen Gedanken frei gehalten habe; Beweis hiefür seien die Resultate der gleichzeitigen sowohl als aller folgenden Untersuchungen, in deren keiner er jemals wieder genannt worden sei. Als Student habe er sich mit den Wissenschaften beschäftigt und an keinerlei politischem Treiben Teil genommen; dessen zu Zeugniß erinnerte er an seine mehrmalige Prämierung durch die Facultät und legte von seinen Arbeiten die spiritalia theotisca und das Wessobrunner Gebet vor.

Es gelang ihm damit, die schlimme Meinung, welche Kamptz von ihm hatte, zu beseitigen, und glaubte nun zu Gunst und Gnaden aufgenommen worden zu sein. Aber inzwischen

waren ihm beide Aussichten auf Anstellungen eben doch vereitelt worden. Die Stelle an der Gewerbeschule hatte Heyse erhalten, Custos der königlichen Bibliothek war der bisher dort als Gehilfe arbeitende Heinrich Stieglitz geworden.

„Was konnte ich nun diese ganze Zeit ohne festes Einkommen thun?„ schrieb er an Hoffmnan. „Um zu leben mußte ich wieder wie sonst auch jetzt abschreiben und immer abschreiben. Zum Arbeiten blieb keine Zeit. Und jetzt, da ich nichts der Art habe, leide ich auch wieder Noth, größere als seit langer Zeit. Was soll ich nun thun? Ehe ich nicht angestellt bin (hoffentlich geschiehts bald) kann ich an kein Dissertieren, Disputieren, Promovieren, Habilitieren denken; und wenn mir auf die Weise die ersehnte Ruhestatt in Breslau entgeht, kann ich nur meine Arme anklagen. Ja selbst, wäre ich nicht genöthigt, alle Zeit dem leidigen und dürftigen Gelderwerbe zu geben, ich könnte doch vor kommendem Jahre nicht aus Berlin, — ich muß vom September an wieder bei Nagler arbeiten. Eben die Sclaverei des Armen! Ich dächte, wenn man es so in ohnmächtiger Geduld mit ansehn muß, wie man aus Armuth ihretwegen immer tiefer in Armuth hinein geräth und das schönste Glück wie aus Verdammniß verliert, so ist das Grund genug muthlos zu werden und auf alles Verzicht zu leisten. Ich darf gar nicht mehr hoffen, je aus der Tagelöhnerei herauszukommen. Ein Andrer würde sich in anderer Geduld als in so verzweifelter darein ergeben; ich bin leider Gottes zu stolz und zu empfindlich. Ich weiß nicht was aus mir werden soll, wenn diese stäte Noth nicht bald auf die eine oder andere Weise ein Ende nimmt.“

Dennoch und trotz alledem konnte und mochte er jetzt nicht nach Breslau. Er sollte vorher promovieren, in Berlin

promovieren, und um dies thun zu können, mußte er eine, wenn auch nur vorübergehende Anstellung finden, und hoffte immerfort auf eine solche. Was hatte er in Breslau auch besseres zu erwarten als in Berlin? Er konnte im Ernste nicht erwarten, dort so leicht zum Ziele zu gelangen, vorab dort nicht und auf Hoffmanns Befürwortung nicht, der mit der Facultät auf so gespanntem Fuße stand. Es schien ihm unklug, um unsicherer Erwartungen willen seine Verbindungen und Gewohnheiten, alle die Möglichkeiten und Aussichten in Berlin preiszugeben. In Breslau sah er ganz neue Lebensverhältnisse und eine fremde Umgebung vor sich; von dem heitern Leben der Zwecklosen und von dem wissenschaftlichen Verkehre mit Hoffmann konnte schon der Geist befriedigt, aber der Leib nicht gesättigt und gekleidet werden. Rathsamer schien es ihm, in der Vaterstadt zu bleiben. Alle diese Bedenken teilte er Hoffmann mit und bat, ihn ohne Zorn lieb zu behalten.

„Ohne Zorn lieb behalten", das konnte Hoffmann nun aber nicht. Er zürnte Wackernagel, nicht weil dieser seine Bitten, seine Wünsche, seinen Rath gar nicht beachtete, sondern weil er ihm nicht offen mitteilte, daß er in Berlin das nicht erreichen könne, was Bedingung eines erfolgreichen Auftretens in Breslau sei, nämlich den Doctorgrad. Hoffmann meinte, wenn Wackernagel offenherzig alle seine Bedenken gemeldet hätte, dann wäre eben durch ihn, Hoffmann, und seine Freunde, Rath geschafft worden, Wackernagel hätte diese akademischen Obliegenheiten in Breslau erfüllt und wäre nun wenigstens ein Mann mit Ansprüchen auf eine Versorgung. „Statt dessen sitzen Sie in einer Zwickmühle von Hoffnungen, die von wenigen Connexionen so lange gedreht wird, als es

eben geht, und — sitzen halt." Hoffmann blieb bei diesen gutgemeinten Vorwürfen nicht stehen; er zeigte nun in der That, wie lieb er Wackernagel habe und wie gut er es mit ihm meine. Ihm stand fest, daß dieser heraus müsse aus seiner geistlosen Tagelöhnerei, aus seiner prosaischen Noth, aus seiner erniedrigenden Abhängigkeit; heraus aus alledem und sofort zu den Zwecklosen nach Breslau. Hoffmann besprach mit Runge, wie dies in äußerlicher Hinsicht könne ermöglicht werden, und teilte hierauf Wackernagel folgendes mit: er und Runge wollten Wackernagel das Reisegeld schicken, dieser könne bei Runge wohnen; ein Bett solle sogleich herbeigeschafft werden, wozu er zwei Kopfkissen und Ueberzüge beizusteuern verspreche; für Bestreitung der übrigen Bedürfnisse Wackernagels gebe er den Miethsbetrag seiner Amtswohnung und solle außerdem der Ertrag des ersten Bandes der zwecklosen Gesellschaftsschriften verwendet werden. So könne Wackernagel sorglos, zwar nicht brillant aber anständig leben, habe Muße genug, sich geistig zu beschäftigen, und Gelegenheit genug, nicht allein um Geld sondern auch nach Neigung und Herzenslust und zu seiner Ehre zu schriftstellern. Gelegentlich könne er dann promovieren, und auch hiefür würden die Kosten sich aufbringen lassen.

Mit allen diesen Verheißungen luden Hoffmann und Runge Wackernagel nach Breslau ein; aber nun müsse er auch wirklich kommen, ihrem Rufe folgen, schrieben sie ihm. Denn nur in ihrem traulichen und poetischen Zusammenleben liege die Möglichkeit, für einen Freund, von dem man wolle, daß er mehr sei als sein bisheriges Schicksal, jedes Opfer zu bringen.

Solcher Teilnahme und Freundschaft gegenüber mußten freilich alle Bedenken Wackernagels verstummen, und er konnte ein freudiges hoffnungsreiches Ja sagen. Für das Nöthige

des äußern Lebens hatten die Freunde freigebig gesorgt, von Promotion und Habilitation sollte nur gelegentlich die Rede sein. Dafür stand ein schönes freies Leben in wissenschaftlicher Arbeit und reichem geistigem Verkehr in Aussicht; es erschien wie eine Erlösung aus all den Banden, die ihn drückten, und das Neue, das ihn bisher geschreckt, war es nun gerade, das ihn anzog. Hoffmanns letzten Brief hatte Wackernagel im August erhalten und sogleich seinen Entschluß gefaßt. Er gieng nach Breslau; er gieng als der fahrende Schüler seiner Gedichte, um sich zwecklos, frei in seinem Elemente herumzutreiben.

Dieser Entschluß erfüllte die Breslauer Freunde mit großer Freude. Wackernagel sollte sobald als möglich kommen und nur noch die Ankunft Runges in Berlin abwarten, der für einige Zeit sich dorthin begab und bei dieser Gelegenheit das Reisegeld bringen sollte. Runge kam und überbrachte das Geld. Wackernagels Bücher und Papiere und wenige Habseligkeiten waren bald zum Wegzuge bereit; er löste alle seine Verbindlichkeiten, kündigte Herrn von Nagler auf, sagte Geschwistern und Freunden Lebewohl, und reiste Donnerstag den 2. October 1828 nach Tisch ab nach Breslau.

IV.

Mit der Uebersiedelung Wackernagels nach Breslau schließt seine erste Jugendzeit ab, — er war damals 22½ Jahre alt — und zugleich eine besonders geartete Epoche seines Lebens.

Die Lernjahre waren vorüber; sie hatten sich abgespielt unter wechselnder Leitung, bei der doch die ursprüngliche Natur Wackernagels immer unverkennbarer hervortrat, alles halbe und unzulängliche bei Seite schiebend. Auch konnte er schon auf mehr als eine Frucht dieser Lernjahre hinweisen, die den werdenden Meister verrieth; und er nahm mit sich in das neue Leben ein Wissen, dessen gewaltiger Umfang, und ein Urteil, dessen Festigkeit und Selbständigkeit Erstaunen erregen.

Aber nicht nur in diesem Betrachte ist die Reise nach Breslau der Grenzpunkt zweier Perioden, sondern auch in anderer Beziehung noch.

Wackernagels Leben war bislang ein Leben der Mühe und Arbeit gewesen; er hatte ringen müssen um das tägliche Brot des Geistes wie des Leibes und war dabei doch niemals seinem Vorsatze untreu geworden; was auch als Hinderniß ihm in den Weg trat, es fand immer bei ihm einen unbesiegbaren Eifer, eine unvertilgliche Frische; so öffnete sich für ihn immer weiter das höhere Gebiet geistigen Könnens und geistigen Genießens, und in den erhabenen Harmonien, die von da herniederklangen, verstummten alle Dissonanzen seines äußeren

Lebens. Hierin liegt der bezaubernde wenn auch zugleich wehmüthige Reiz dieser Jugendzeit. In Breslau winkte ihm ein anderes Leben. Er sollte von äußerlichen Sorgen befreit seinen edelsten Neigungen leben können und durch keinen Zweck sich beengen lassen; er sollte keinen Vormund, keinen Lehrer, keinen Meister über sich haben, frei, auf eigene Kräfte vertrauend, die Kränze ergreifen, welche ein freundlicheres Schicksal ihm zu bieten schien.

So war Wackernagels Lage, als er Berlin verließ; er freute sich unendlich auf das neue Leben und konnte kaum erwarten, auf der grünen ihm entgegenlachenden Wiese alle die erlangten Kräfte zu tummeln und zu erproben.

„Im October 1828 kam Wilhelm Wackernagel nach Breslau: zweiundzwanzig Jahre alt, jugendlich frisch und kräftig, voll Ehrgeiz und Unternehmungsgeist, sprachgewandt, poetisch productiv, kenntnißreich, gründlich und fleißig in seinen Studien“, so schildert ihn Hoffmann von Fallersleben.

Dieser war es gewesen, der zusammen mit Runge Wackernagels Herkommen veranlaßt hatte; er und Runge waren es, mit denen Wackernagel in Breslau fast ausschließlich verkehrte, sie und der an sie angeschlossene weite Freundenkreis, dessen Mittelpunkt die Zwecklose Gesellschaft bildete.

Hoffmann hatte diese Gesellschaft am 2. September 1826 gestiftet. „Wir wollten keinen Zweck nach außen verfolgen, nur nach innen, uns selbst Zweck sein“, berichtete er später. „Wir fühlten uns von einem reinen und begeisterten Streben beseelt, den Menschen, sein Wissen und Können verstehen zu

lernen und zu würdigen, sich so zu erheitern und anzuregen und weiter zu fördern in allem Wahren, Guten und Schönen.... Wir kamen jeden Samstagabend zusammen. Nachdem wir gespeist hatten, eröffnete der Präsident die Sitzung. Zunächst wurde das Protokoll vom vorigen Samstag vorgelesen. Dann theilte jeder mit, was er des Mittheilens werth hielt, Eigenes und Fremdes, Gedichte, Aphorismen, Witze, Auszüge aus alten und neuen Büchern. Alles wurde besprochen, und das gab dann wieder Stoff zu neuen Erzeugnissen für den nächsten Samstag. Zuweilen wurde auch etwas gelesen: der Finkenritter, Schelmuffkys Reisen, die Schildbürger u. dgl. Auch wurden Kupferstiche, Holzschnitte, Steindrucke besehen und besprochen. Mitunter sangen wir auch ein Lied, verfaßten auch eins gemeinschaftlich, wenn Anlaß und Stimmung dazu trieb. So machten wir auch Epigramme und Knittelverse gegen Alle, die uns anfeindeten, und gegen Alles, was uns zuwider war. In unserm ganzen Glanze zeigten wir uns jedoch, wenn wir einen Geburtstag feierten. Dann wurde ein großer Bogen gedruckt, wozu alle Künste mitwirken mußten: Poesie, Malerei und Musik. Die erste Seite enthielt eine Lobeserhebung des Gefeierten in Prosa oder Versen, worin aber oft ebensoviel Lob als Spott. Dann pflegte ein Lied mit der Melodie in Notendruck zu kommen, woran sich Gedichte und Aphorismen anreihten. Die meisten Bogen sind mit Bildern eigener Erfindung geziert oder mit alten Druckerstöcken, die sich noch in der Druckerei aus dem Ende des sechszehnten und dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts vorfanden. Wenn der Geburtstagsbogen vorgetragen und die Gesundheit des Neugeborenen ausgebracht war, dann hatte noch Jeder etwas Bezügliches oder Anzügliches vorzulesen. Zuletzt wurden die freien Künste entwickelt: da gab es noch lebende Bilder, Verkleidungen, Panto-

mimen, Schattenspiel u. dgl. Im steten Wechsel von Ernst und Scherz, wie der Abend begonnen, endete er, und die Mitternacht trennte uns erst“.

Es ist in der That ein wunderbarer Geist, der uns aus dieser Schilderung, deutlicher noch aus den Schriften der Zwecklosen Gesellschaft selbst anweht. Diese Schriften, mit dem Titel „Zweckloses Leben und Treiben, wer's nicht lesen will läßt es bleiben“ erschienen in zwei Bänden 1828 und 1829; sie bestehen aus den von Hoffmann erwähnten, im kleinen Formate neugedruckten Geburtstagsbogen. Schon ihr äußeres Ansehen ist eigenthümlich; eigenthümlich auch und ungemein anziehend ihr Inhalt, der bunte Wechsel des leichtesten Scherzes, des Witzes und der Satyre mit tief empfundenen freudigen oder wehmüthigen Gedichten, mit gedankenreichen Aphorismen. Es geht der erquickende Ton edler poetischer Lebensanschauung durch das Ganze, der die Nüchternheit, das engherzige Thun und Treiben aller zweckvollen, wohlerwägenden und wohlberechnenden Leute verurteilt, dabei die Begeisterung für Altdeutsches, Volksthümliches, die Abneigung gegen alles was undeutsch, was klassisch ist. Wackernagel selbst hat wenige Tage bevor er Berlin verließ um zu der Zwecklosen Gesellschaft zu gehen, das vielseitige Treiben derselben aus verwandtem Geiste heraus in einer Recension ihrer Schriften geschildert: „Die Zwecklose Gesellschaft hat sich deswegen so genannt, weil sie keine von jenen Societäten für Sprache und für Kunst und für Literatur und für wissenschaftliche oder unwissenschaftliche Kritik u. s. w. seyn will, die so zwecktoll und -voll sind, daß sie, ohne je das Geschütz anders zu richten, immerfort in einer und derselben Richtung Jahrzehnde und ihr Leben lang schießen, aber nicht merken, daß die Kugel nichts mehr trifft, weil das

Zweck, das Centrum der Zielscheibe schon längst durch- und ausgeschossen ist, jene Kugeln also nur in den hinten aufgeworfenen Sand fahren können, um darin zu verenden und matt zu verrauchen. Die zwecklose Gesellschaft dagegen mag ihr Societätsauge, ihr Seh- und ihr Schießrohr richten, wohin sie will, überall findet sie ihr und ihren Zweck. Sie lacht mit den Fröhlichen und ist ernst mit den Ernsten; sie kann in wohlgesetzter Prosa sitzen und gehen und läuft dann wieder auf so viel Versfüßen, als Du nur verlangst; für zahmes Gethier hat sie ihre zahmen, für Wild wilde Xenien; jetzt rührt sie die Saiten und hebt eine schöne Weise; liebst Du philosophische Weissagungen: sie auch; verlangst Du artige Bilder: sie giebt sie. Kurz, hier hast Du einen Pallast mit unzähligen Pforten: klopfe nur an: jede öffnet sich, jede führt zu neuen Schätzen, neuem Glanz, neuen Tönen."

Als Wackernagel diese Worte schrieb, war ihm die Zwecklose Gesellschaft selbst, nicht nur aus ihren Schriften wohl bekannt. Er hatte ihr Treiben aus der Nähe angesehen und war befreundet mit ihren hervorragenden Gliedern. Als er im Frühling 1827 auf der Wieluner Reise bei Hoffmann in Breslau rastete, wurde er auch in den Kreis der Zwecklosen eingeführt und feierte mit ihnen am 25. April „das wunderbare Fest der Vermählung des Herrn Melos mit Fräulein Harmonie." Im folgenden Winter wurden er und Theodor Fröhlich die ersten Ehrenmitglieder der Gesellschaft. So war er diesem Kreise längst kein Fremder mehr, als er nach Breslau kam, um hier zu bleiben, um ein Zweckloser zu werden. Denn nur um dieses Zweckes willen hatte er ja Berlin mit Breslau vertauscht; die Zwecklose Gesellschaft sollte seinem Leben die Richtung geben, ihn sich frei und freudig entwickeln lassen. Er hatte seinen

Sinn nur hierauf gestellt und mochte nicht daran zweifeln, daß auf diesem Wege sein Ziel noch eher erreicht werde als auf dem bisher begangenen. Mit einem Herzen, das voll war von Plänen, Wünschen, Erwartungen, trat er in die Zwecklose Gesellschaft ein.

In kurzem wurde er Protokollant derselben, mit dem Namen Nibelung von Billwerder; die schönsten seiner Breslauer Gedichte zierten ihre Geburtstagsbogen und daraus den zweiten Band der Societätsschriften.

In enger Verbindung mit der Zwecklosen Gesellschaft stand der am 20. Mai 1827 gestiftete Künstlerverein, gebildet aus Künstlern und Kunstfreunden; Wackernagel trat bald auch diesem bei und nahm auch hier an allem Treiben, an den Jahres- und Gedenkfesten, an den Kunstausstellungen regen Anteil; er wurde Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses.

So fehlte es Wackernagel nicht an Geselligkeit, an freiem und frischem geistigen Umgange.

Unter seinen Freunden ist in erster Linie Hoffmann von Fallersleben zu nennen; ihm hatte er es zu verdanken, daß er dies Leben in Breslau beginnen konnte, mit ihm war sein liebster Verkehr.

Hoffmann war eine seltsame Erscheinung, von Wackernagels Wesen weit weit verschieden. Begabt mit rasch beweglichem Geiste, mit sehr großer Leichtigkeit des Auffassens wie des Hervorbringens, unermüdlich fleißig im Sammeln und Zusammentragen, war er ein leistungsfähiger und vielseitiger Schriftsteller, dem die germanistische Wissenschaft vieles zu danken hat. Aber er war auch ein Dichter durch und durch, nicht ein Dichter reich und tief an Gedanken und mannigfaltig in der Form der

Darstellung, in keiner Weise ein Kunstdichter, sondern ein Sänger im frischen und warmen Ton des Volksliedes, auch auf diesem Gebiete von überraschender Leichtigkeit der Production. Aber neben dieser vielgestalteten Begabung trug er in sich einen Charakter, der ihm selbst und Andern viel Ueberdruß bereitete. Er war launisch, eigensinnig, rücksichtslos; sein ganzes Leben hindurch in gutem wie in bösem Sinne ein Kind. In Breslau war er damals als Custos an der Centralbibliothek angestellt.

Mit diesem Manne verkehrte Wackernagel beinahe täglich; ihm gegenüber hatte sich Hoffmann nur freundlich und hilfreich erwiesen. Hoffmann war Präsident der Zwecklosen Gesellschaft, Wackernagel ihr Schreiber, die Berührung der beiden Freunde daher auf diesem Gebiete dichterischen Schaffens und Genießens eine mannigfache; von Hoffmann ging eine belebende Kraft aus, die auch Wackernagels Poesie beeinflußte, daß sie hier den Höhepunkt ihrer ersten Entwickelung erreichte. Daneben war ihre gemeinsame Arbeit auf dem Felde altdeutscher Studien. Man darf vermuthen, daß Wackernagels Beschäftigung mit den Realien, Kunst- und Culturgeschichte, welche er in umfassenderer Weise erst in Breslau aufnahm, namentlich durch Hoffmann angeregt und gefördert wurde. Mit diesem zusammen arbeitete er ein altdeutsches Wörterbuch aus, mit ihm wollte er eine Geschichte der deutschen Literatur herausgeben, für ihn wurden die verschiedenen Aufsätze geschrieben, die in der Schlesischen Monatsschrift erschienen.

Es war ein geistig schönes, fruchtbares, an Genüssen reiches Zusammenleben.

Neben Hoffmann hatte sich Runge darum bemüht, daß Wackernagel nach Breslau komme; bei ihm konnte dieser auch die ganze Zeit über wohnen, und ihr Verkehr war ein täglicher

und stündlicher. Friedlieb Ferdinand Runge, ein geborener Hamburger, wohl Verwandter des bekannten Malers, war ursprünglich Apotheker gewesen, hatte Medizin studirt und lebte nun als Chemiker, ewig mit neuen Versuchen beschäftigt und glücklich in vielen Erfindungen. Von unruhigem Geiste, witzig, aber keine innerlich edle Natur, besaß er damals großen Einfluß auf Wackernagel. Auch er war Mitbegründer und ein hervorragendes Mitglied der Zwecklosen Gesellschaft.

Diesem Kreise gehörte auch Carl Bräuer, zeitweise als Präsident an, Wackernageln schon von Berlin her auf's engste befreundet, sodann die Musiker Immanuel Sauermann und Karl Freudenberg, die Maler Albert Höcker, Carl Hermann, Siegert, Carl Schwindt, der Bildhauer Mächtig, der Fabrikant Milde, Carl Geisheim, Schulcollege am Elisabeth-Gymnasium, zugleich Redactor des Unterhaltungsblattes „Der Hausfreund." Ein bunter Kreis vielfach gearteter Menschen, deren Leben verschiedene Wege ging; um so reichhaltiger und schöner war ihr Zusammenwirken auf dem gemeinsamen Boden der Zwecklosen Gesellschaft.

Einige wenige Freunde Wackernagels zu Breslau gehörten dem eben genannten Vereine nicht an; sie waren darum nicht weniger von Bedeutung für sein damaliges Leben. Vor allem Karl Schall, der Redactor der Breslauer Zeitung. Er war zwar 26 Jahre älter als Wackernagel und älter auch als die meisten übrigen Genossen jenes Kreises, aber in Munterkeit und Lebensfreude jung geblieben bis an sein Ende. Mit großen Talenten begabt, vielseitig gebildet, geistreich und gewandt, konnte er trotz seiner ungestalten falstaffartigen Erscheinung sich voll Feinheit und Grazie zeigen; aber leider machte ihn das, was ihn anziehend und liebenswürdig erscheinen

ließ, auch unglücklich. Er stand in fortdauerndem Kampfe mit seinen oft wechselnden Neigungen und unterlag in diesem Kampfe stäts. Er genoß, was ihm der Augenblick darbot, hatte für trauriges, das hinter ihm lag, kein Gedächtniß, und vermied es, an seine Zukunft zu denken. Aber er war liebenswürdig durch und durch, alles in allem betrachtet eine eigenthümliche Erscheinung, Freund sowohl von Henrich Steffens als von Karl von Holtei; Beide haben in ihren Schriften seiner gedacht. Für Wackernagels Entwicklung in Breslau gewann er Bedeutung namentlich als Redactor der Breslauer Zeitung; Wackernagel lieferte in dieses Blatt zahlreiche Artikel literarischen Inhaltes, Dichtungen, vor allem die ständigen Theaterrecensionen. Noch sind die Briefchen und Billets alle erhalten, in welchen Schall dem Freunde mit einigen heitern Worten das gewohnte „Thälerchen" für den Sperrsitz im Theater übersandte und ihn zu rechtzeitiger Einlieferung der Recension ermahnte.

Friedrich Lewald war mehr Gönner als Freund Wackernagels; er war bedeutend älter als dieser, lebte als wohlsituirter Kaufmann, auch in geistigen Dingen bewandert; Wackernagel besuchte gerne sein Haus, welches Lewalds Frau, eine angenehme und feine Erscheinung, mit frischem Sinne für Literatur begabt, verschönerte; zu den Verwandten, die öfters dort zu sehen waren, gehörte auch die damals noch junge Fanny Lewald. Die Freundschaft Lewalds zu Wackernagel war auf der einen Seite Bewunderung des jungen Gelehrten und Dichters, der ihm denn auch eine kleine Sammlung seiner Breslauer Lieder damals zueignete, auf der andern freundliche Teilnahme an dessen äußerm Geschick; er unterstützte Wackernagel noch mit Geld, als dieser Breslau bereits wieder verlassen hatte und in Berlin lebte.

Auch Heinrich Laube hielt sich damals in Breslau auf, literarisch beschäftigt; seine Bekanntschaft mit Wackernagel begann durch eine ästhetischkritische Fehde über Göthes Tasso und Schillers Braut von Messina, welche sie in den Breslauer Journalen gegen einander ausfochten; in der spätern Zeit von Wackernagels Aufenthalt traten sie sich freundlich näher.

Der ganzen gelehrten Republik Breslaus, den specifischen Universitätskreisen dagegen blieb Wackernagel ferne; so scheint er beispielsweise mit Steffens, der damals Professor zu Breslau war, sich nicht berührt zu haben. Nur mit einem Manne des akademischen Körpers verband ihn enge Freundschaft; dieser Mann war Carl Witte, einst als Wunderkind berühmt, nun aber Professor der Jurisprudenz in Breslau und daneben schon damals ein trefflicher Kenner der alten und neuen italienischen Poesie. An ihm war merkwürdig, wie es sein Bemühen sein mußte, sich aus der „monströsen Celebrität" seiner Knabenjahre herauszuarbeiten und diese vergessen zu machen; durch die ordnende Gewalt seiner glücklichen Natur, auf dem Wege ernster Arbeit, gelang ihm dies vollkommen und gelang es ihm auch, alle persönlichen Vorurteile, die sein Bildungsgang hatte erwecken können, zu beseitigen. Mit diesem kenntnißreichen, dabei im Umgange liebenswürdigen Manne verkehrte Wackernagel häufig und in schönster Weise. Manchen Abend kamen sie bei ein Paar Scheibchen Salami zusammen, zu gemeinschaftlicher Betrachtung von Kunstwerken, zu gegenseitiger Mitteilung ihrer Poesien, oder lasen die alten italienischen Dichter und knüpften an das Gelesene ihre Combinationen mit den andern Literaturen; so gründlich erfahren Wackernagel in diesen war, so wohlbewandert Witte in der Literatur seines geliebten Italiens alter und neuer Zeit. Nur zu bald für die Freunde nahm

dieser Verkehr ein Ende; als Wackernagel wieder nach Berlin heimgekehrt war, klagte Witte über sein Leben in Breslau, das nun unglaublich trist sei; er habe niemanden, dessen Umgang sowie einst derjenige Wackernagels etwas edleres in ihm wecke als etwa Acten und Corpus juris. Und auch Wackernagel lebte gerne in der Erinnerung an jene schöne Zeit; noch im Jahre der Rückkehr widmete er dem Freunde sein zum guten Teil auf Breslauer Studien beruhendes Werk über die Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters mit einer Zueignung, die seine Liebe zu Witte in den zärtlichsten Worten kundgiebt; in derselben Weise eignete acht Jahre später Witte dem nun in der Ferne angesessenen Freunde die Abhandlungen über den Minnegesang und das Volkslied in Italien zu; auch hier redet er von ihrem Zusammenleben in Breslau und von seinem alten Verlangen, sich an seinem Freunde neu zu erquicken und ihm zu sagen, wie lieb er ihn habe.

Wackernagel wohnte während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes zu Breslau bei und mit Runge; das Haus stand in der Neustadt an der Kirchgasse, Nr. 7, und war genannt „zur goldenen Maria"; es gehörte dem ebenfalls dort wohnenden Bildhauer Mächtig, der auch ein zweckloser Freund Wackernagels war.

In merkwürdiger Weise hat sich eine Beschreibung dieser Wohnung und der drei sie bewohnenden Freunde Wackernagel, Runge und Mächtig aus jener Zeit erhalten, in der Novelle „die Kunstwanderung durch Breslau" in Geisheims Zeitschrift „der Hausfreund" vom 24. October 1829. Diese Nummer

der Zeitschrift und damit auch die Novelle waren von Mitgliedern der Zwecklosen Gesellschaft verfaßt und ohne Geisheims Wissen als Scherz zu seinem Geburtstage gedruckt eingeschoben worden; der witzige Stachel dieser freundlichen Leistung lag aber darin, daß die Novelle nur begonnen und so Geisheim verbunden war, sie selbst weiterzuführen. Es that dies bis zum Schlusse des Jahres, ließ dann aber seine Fortsetzung, die an Erfindung und Darstellung nur ein schwacher Schatten des Anfanges war, fallen.

Dieser Anfang, in dessen Personen der Bildhauer Mächtig, der in seinen grauen Mantel gehüllte Wackernagel, und Runge unschwer zu erkennen sind, lautet:

„Die Kunstwanderung durch Breslau.

Eine Novelle.

Ein unfreundlicher Tag hatte sich über die Stadt gelagert. Obgleich im Junimonat, war es dennoch, als gönnte der Himmel immer noch nicht den Menschen seine goldnen Sonnenstrahlen. Die Wolken zogen eilig am Himmel vorüber, ein Regenschauer folgte dem andern. Die sonst so belebten Straßen waren öde, und Jeder, der sie wandelte, zeigte durch seine Hast, wie ungern.

Da schritten in einem nach einer ziemlich abgelegenen Gasse schauenden Zimmer zwei junge Männer in traulichem Gespräche langsam auf und ab. Es war ein zweifenstriges Gemach, dessen Wände, wiewohl von nicht zu großer Ausdehnung, dennoch mit der Zahl und Größe der spärlichen Geräthschaften eben nicht in entsprechenden Verhältnissen standen. Unter letzteren pflegte vor allen ein einfacher mit wüst durcheinander

geworfenen Büchern und Schriften angefüllter Schrank die Blicke der Eintretenden auf sich zu ziehen. Eben so schmucklos als dieser und minder schön als einige die große Leere der Wände noch mehr bemerkbar machende Gemälde, war das Uebrige der Geräthschaften. Ein unordentlicher Schreibtisch verbaute den Zutritt zu dem einen Fenster. Die Stühle waren von eilig abgeworfenen Kleidungsstücken, ein Tisch mit Kannen und Töpfen und Tassen und Büchern und Papieren in bunter Verwirrung bedeckt. Durch eine offen stehende Thür sah man in ein anstoßendes weit geräumigeres Gemach. Hier glaubte man sich in die Behausung eines jener Laboranten versetzt, wie sie häufig in den einsamen Hütten der Gebirgsdörfer wohnen. Ueber den Fußboden verstreut lagen Kräuterbündel, die einen widerlich süßen Duft verbreiteten, gläserne Röhren und Retorten waren in die Ecken gelehnt, in großen Wandschränken standen Glasgefäße von allen Größen mit Säften und Pulvern von allen Farben.

„Du scheinst“, sprach der eine der beiden Freunde, den die hin und wieder glitzernd weiß bestäubte Kleidung als einen Bildhauer bezeichnete, und der, nach seinem Aeußern zu schließen, nicht viel über das Jahr der Mündigkeit hinaus sein mochte — es war ein schlanker, schön gewachsener Mann von ziemlicher Körpergröße, ein geborner Italiener, aber schon seit Jahren in Deutschland heimisch; die gebogene Nase, das schwarze Haar, die blitzenden dunkeln Augen verriethen seine Herkunft. In dem fein gebauten Munde hieng eine lange Pfeife, an deren oftmaligem Erlöschen jedoch leicht erkannt werden konnte, daß er eben keiner von den leidenschaftlichen Rauchern war. Dies geschah um so öfter, da er während des Gespräches jezuweilen nach einer in der Ecke lehnenden Geige griff und mit deren

Spiel den Gesang einer wohltönenden Stimme abwechseln ließ, — „Du scheinst“, sagte Andrea (so war der Name des Bildhauer) „zu glücklich zu seyn, um es zu seyn.“

„Darf man das Errathen errathen?“ antwortete spöttisch der Andere, dessen an sich hohe Gestalt durch einen weiten grauen Mantel, in den er gehüllt war, noch mehr hervorgehoben wurde. Dichte Tabakwolken entströmten von Zeit zu Zeit dem Munde, der eine nicht unbedeutende Parthie des kecken großartig geformten Antlitzes ausmachte. Wüst hiengen die, obgleich nicht starken, doch durch ihre Länge buschigen Haare um die scharf hervortretende Stirn, und die kleinen etwas trüben Augen unterstützten dennoch durch einen lächelnden Schimmer den stolzen Spott, welcher sich in den markierten Zügen aussprach. „Wenn Du mich heute zu den Menschen zählst, die, bloß weil sie alle Welt vor Liebe umhalsen möchten, aller Welt und sich selbst unausstehlich und vor überschwänglicher Freude so verdrießlich sind, als hätten sie die größte Widerwärtigkeit erfahren, — wenn Du das thust, so thust Du ganz recht. Es geht mir einmal wie den Pflanzen, die immer reichere Säfte in die Blätter hinaufschicken, sie immer üppiger nnd üppiger gestalten, zuletzt aber nichts als ein häßliches Monstrum zur Schau tragen, was man so eine gefüllte Blume nennt.“

In dem Augenblick öffnete sich die Flurthür und ein etwas hagerer schwarz gekleideter Mann von gewöhnlicher Größe trat herein. Lange braune Haare hiengen gleich geschnitten und sorgsam gescheitelt zu beiden Seiten des schmalen Gesichtes herab und ließen, verbunden mit der gewaltig breiten Krempe des Hutes, fast einen Quäker in ihm vermuthen. „Wilhelm“, sagte er zu dem Graumantel, und warf den Hut auf einige andere, die schon in einer Ecke des Zimmers lagen, und seine

grauen Augen blickten lustig umher — „Wilhelm weißt Du wie er aussieht? Grün!“

Die wissenschaftliche Arbeit Wackernagels in Breslau bewegte sich auf mancherlei Gebieten.

Zum ersten Male tritt hier seine große Begabung auch für die Wissenschaft der Alterthumskunde deutlich hervor. Seine Berliner Arbeiten und Publicationen hatten sich ausschließlich mit dem eigentlichen Fache der Germanistik, mit dem Studium der Sprache und ihrer Denkmäler, befaßt; jetzt in Breslau machte sich eine neue Seite seiner Arbeit bemerkbar, die Beschäftigung mit den Realien, mit der Kunde der Vorzeit und insbesondere der deutschen Vorzeit auch in ihren nichtsprachlichen Monumenten, mit Sitte und Kunst, mit Geschichte überhaupt. Freilich hatte er schon in Berlin, ja schon als Gymnasiast sich mit diesen Gegenständen beschäftigt, aber seine Studien erweiterten und befestigten sich doch erst in Breslau und hier wohl zumeist unter Hoffmanns Einfluß und unter der mannigfaltigen Anregung, die in dem Verkehr mit den dort weilenden Künstlern aller Gattungen lag. Wackernagel hat damals den Grund gelegt für seine spätern so vielseitig ausgedehnten und so reich ausgestatteten archäologischen Arbeiten.

Was von den Ergebnissen solcher Studien schon damals veröffentlicht wurde, diente begreiflicherweise zunächst dem localen Interesse Breslaus und Schlesiens und wurde demgemäß in Hoffmanns Monatsschrift von und für Schlesien 1829 mitgeteilt. Dies sind die Aufsätze Wackernagels „zur schlesischen Kirchengeschichte“, „über den Zeichenunterricht in Schlesien“, „zur Kunstgeschichte von Breslau“.

Die letztgenannte Arbeit enthält zugleich auch die ersten Vorläufer einer umfassenden Geschichte der deutschen Glasmalerei, welche Wackernagel damals schreiben wollte; er hatte den Anstoß dazu in einer für seine damalige Art des Studiums höchst bezeichnenden Weise erhalten. Einer seiner Zwecklosen Freunde, der begabte Albert Höcker, ein Maler, stellte in der Ausstellung des Breslauer Künstlervereins ein Glasbild der heiligen Jungfrau mit dem Kinde, das letzte in einer längern Reihe ähnlicher Erzeugnisse, aus und erquickte und entzückte durch dieses Werk, „wahrhaft ein Wunderwerk der neuern Glasmalerei", die Augen aller die es beschauten. Auch Wackernagel teilte die Bewunderung; das Bedürfniß aber, sich selbst und andern darüber noch besser Rechenschaft zu geben, führte ihn zu geschichtlichen Studien erst über die schlesische, dann mit Nothwendigkeit über die gesamte Kunst des Malens auf Glas; mit dem Wachsthum des Stoffes und der Anschauungen wuchs der Reiz, und bald war zu einem Buche, das den Gegenstand in weitester Ausdehnung behandeln sollte, der Plan gefaßt und das Gerippe entworfen.

Die Ausstellung, auf welcher Höckers schönes Glasgemälde zu sehen war, fand im Juni 1829 statt; bei einer Besprechung dieses Gemäldes in der Breslauer Zeitung gab Wackernagel schon kurze Andeutungen über Wesen und Geschichte der Kunst des Glasmalens überhaupt, und schon Anfang September teilte er Jacob Grimm mit, daß er jetzt eine Geschichte der deutschen Glasmalerei schreibe, und daß der Druck dieses Buches bald beginnen werde. Jedoch die Ausführung wurde unterbrochen, nur einige Auszüge über die Glasmalerei in Breslau erschienen wie schon erwähnt in Hoffmanns Monatsschrift; durch die Rückkehr nach Berlin wurde die Arbeit in den Hintergrund gerückt

und erst sechsundzwanzig Jahre später, in der neuen Heimath, wieder aufgenommen, als es sich wiederum um einen durch äußere Thatsachen gebotenen Anlaß, über Wesen und Ziele der Glasmalerei klar zu werden, nämlich um die Beschaffung von Glasgemälden für das restaurierte Basler Münster handelte.

Eine andere Leistung Wackernagels, die ebenfalls, wenn nicht in noch umfassenderer Weise, als die bereits genannten, der Kunstgeschichte angehört und zugleich der besondern sie begleitenden Umstände wegen ein erhöhtes Interesse darbietet, ist seine ebenfalls im Jahrgang 1829 der Hoffmann'schen Monatsschrift erschienene Recension von Hagens Norica.

August Hagen, Professor in Königsberg, hatte unter dem Titel „Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts“ Geschichten von Nürnberger Künstlern und Gelehrten aus Albrecht Dürers und Pirkheimers Zeit in einer Weise erzählt, als ob sie einer Handschrift in der Bibliothek zu Königsberg, nämlich einem Tagebuche des Frankfurter Kaufmanns und Kunstfreundes J. Heller entnommen wären. Es war dies eine Fiction; die Norica war eigene Dichtung des Herausgebers, aus zeitgenössischen Quellen mit großem Geschicke der Darstellung und feinem dichterischen Empfinden geschöpft. Es war eine „ästhetische Täuschung“, wie sie Usteri in mehrern seiner Erzählungen versucht hatte und merkwürdiger Weise in demselben Bande der Schlesischen Monatsschrift, in welcher Wackernagels Recension der Norica erschien, der Brieger Archivar Koch mit dem sog. Tagebuch des Valentin Gierth mit Glück versuchte, wie auf wissenschaftlichem Gebiete und in nicht öffentlicher Weise Wackernagel selbst einst in seinem Waltram gethan hatte. Gerade deswegen mochte des Letztgenannten Auge für die Entdeckung

derartiger Täuschungen ein geschärftes sein; er las die Norica, welche 1829 im Verlage von Josef Max in Breslau erschienen, und erkannte bald die Art und Weise ihrer Entstehung. Er schrieb eine Recension derselben und wies darin auf Grund einläßlicher Prüfung und Vergleichung aller der zahlreichen in Betracht kommenden Quellen durchaus überzeugend nach, daß die Norica aus „keiner" Handschrift des 16. Jahrhunderts, sondern aus der Feder ihres Herausgebers selbst stammen. Hagen konnte dem Recensenten, der so aufmerksam und so kenntnißreich und im Einzelnen so anerkennend zu Werke ging, darob nicht zürnen, daß er seinen Versuch einer Täuschung aufgedeckt hatte, und schrieb ihm einen herzlichen Brief des Dankes und des Wunsches, ihm näher zu treten. Dieser Brief aber gelangte nicht an Wackernagel, sondern wurde durch den Verleger der Norica, Josef Max in Breslau, zurückbehalten, der die Enthüllung des Sachverhaltes nicht so wohlwollend auffaßte wie der Herausgeber. Ja es trat sogar Max in der Breslauer Zeitung gegen den Recensenten auf und behauptete die Aechtheit der Norica; einer derben Zurechtweisung von Seiten Wackernagels antwortete er dadurch, daß er an dessen Waltram erinnerte, der eine Täuschung sei nicht besser als Hagens Künstlergeschichten. Nun aber entgegnete Hoffmann als Redactor der Monatsschrift, in welcher die Recension erschienen war, und entgegnete in einer Weise, daß Max eine Beleidigung darin erblicken konnte und gegen Hoffmann klagte; er gewann nach Jahr und Tag den Prozeß, und Hoffmann konnte wohl mit Recht später klagend scherzen, daß ihm kein Buch so theuer zu stehen gekommen sei als die Norica.

Soviel über die Arbeiten Wackernagels auf dem Gebiete der Kunde des deutschen Alterthums. Neben denselben wurden auch in Breslau die germanistischen Studien mächtig gefördert. Grammatik und Literaturgeschichte standen dabei immer noch im Vordergrunde; zur Herausgeberthätigkeit fehlten nur die äußern Mittel, vielleicht auch zum Teile die Neigung; Gelegenheit dazu mangelte keineswegs.

Als Wackernagel für seine Geschichte der Glasmalerei sammelte, bat er Lachmann, ihm aus dem Titurel, den er bearbeitete, die bezüglichen Strophen mitzuteilen. Lachmann erfüllte seine Bitte und meinte, es sei ja schön, daß Wackernagel was rechtes über Glasmalerei schreibe; aber er hätte ihn gerne an einer größern Arbeit seines eigentlichen Faches gesehen. Er schlug ihm vor, statt seiner den Titurel herauszugeben. Er könne die Arbeit wohl machen, müsse nur etwas mehr Festigkeit und Kritik und etwas weniger jugendliches Flattern nach Lust haben; aber gerade an solcher Arbeit könne er am besten gewinnen, was ihm noch fehle; daß er nicht zu früh mit dem Drucken anfange, dafür sei schon Rath, da man, um die Art des Dichters kennen zu lernen, bei den Stellen die Arbeit beginnen müsse, für welche die meisten Handschriften vorliegen. Wackernagel solle sich die Sache überlegen; sage er zu, so werde er ihm den ganzen Apparat und die eigene bisher daran gemachte Arbeit schicken.

Es war ein ehrendes Zeugniß, daß Lachmann seinem Schüler eine solche Arbeit, die er nicht zu leicht für sich selbst erfunden, zuweisen wollte. Und in derselben Zeit machte Jacob Grimm ähnliche Vorschläge. Er wünschte, Wackernagel möchte den in seinen bisherigen kleinen Publicationen beurkundeten Beruf zur Bearbeitung der altdeutschen Poesie bald an einem

größern Beispiel zeigen. Er rieth ihm, den Lanzilet oder den Erec herauszugeben, an welch' letzterm Conjecturalkritik könne geübt werden, welcher Wackernagel ja nicht abgeneigt sei; auch an Veldekes Eneith wäre große Ehre einzulegen.

Ein solches Vertrauen der beiden Meister der Wissenschaft war für Wackernagel erfreuend und ermuthigend, und dennoch zugleich schmerzlich. Denn ihm fehlten die Mittel, also leider auch die Zeit, dergleichen größere Herausgeberarbeiten zu übernehmen. Pläne wie diese stellte er ganz der Gunst des Glückes anheim und wußte, daß wenn dieses ihn einmal nach Wien und München gelangen lasse, es an ihm gewiß nicht fehlen solle. Bis dahin aber wollte er bei der Grammatik und Literaturgeschichte bleiben.

Seitdem er von Lachmann erfahren hatte, daß Jacob Grimm für seine Grammatik die Syntax aufgegeben habe, hielt er es für erlaubt, selbst an eine mittelhochdeutsche Syntax zu denken. Er sammelte für eine solche und entwarf den Plan, sie herauszugeben. Als Probe dieses Werkes, zugleich auch eines von ihm vorbereiteten mittelhochdeutschen Wörterbuches, veröffentlichte er seine Arbeit über die Negationspartikel, welche vor Jahresfrist zu Berlin entstanden war uud nun vervollständigt und feiner ausgearbeitet wurde. Sie erschien im ersten Teil von Hoffmanns Fundgruben zur Geschichte deutscher Sprache und Literatur unter dem Titel:

> Die mittelhochdeutsche Negationspartikel ne, eine lexicographisch-syntactische Abhandlung. 42 S.

Die Untersuchung teilt sich in 18 Paragraphen, in welchen nachgewiesen wird, wie die Negationspartikel ne im Altdeutschen teils für sich allein zur Negation hinreiche, theils aber in bereits negierten Sätzen noch pleonastisch eingeschaltet werde. Die ver-

schiedene Art und Weise, in welcher dies geschieht, wird an einer überaus großen und scharfsinnig geordneten Fülle von Beispielen gezeigt und begründet.

Wackernagel ließ einige Abdrücke dieses Aufsatzes gesondert erscheinen und widmete diese aus „inniger Hochachtung“ Jacob Grimm. Er bat ihn, diese Zueignung nicht übel zu nehmen, und bat ihn zugleich um ein strenges Urteil über seine Arbeit; Mühe habe er sich freilich dabei gegeben, aber darum brauche der Erfolg noch kein guter zu sein. Jacob Grimm antwortete mit herzlichem Danke und in ausführlicher Darlegung alles dessen, was er zum Teil gegen einzelne Aufstellungen Wackernagels einzuwenden hatte. Aber die ganze Untersuchung lobte er als scharfsinnig und fleißig, wenn sie auch etwas schwierig und künstlich gestellt sei. Daß er selbst keine Syntax schreiben wolle, sei ein Irrthum Lachmanns; vielmehr habe er sich stäts auf diese Arbeit gefreut, weil sie den Schluß der Grammatik bilden solle; aber sie sei schwer und weitschweifig und ein Mitarbeiter wie Wackernagel ihm daher nur lieb. Auch Lachmann hatte Wohlgefallen an dem Aufsatz; er war ihm zum grösten Teile schon von früher her bekannt. Was er jetzt an der Veröffentlichung desselben tadelte, war, daß Wackernagel zu viel Nebendinge darin aufgenommen habe, wodurch die Perioden ihren Fluß und ihre Haltung verlören. Durch Ausstreichen müsse man die Einfälle und Nebengedanken wegschaffen, und er wisse recht gut, daß dies Ueberwindung koste. Neben Jacob Grimm und Lachmann bezeugte auch Benecke seine Freude über Wackernagels neueste Arbeit. In den Göttinger Anzeigen besprach er den ersten Band der Fundgruben, und aus dem kühlen Ton dieser Recension klingt das Lob, welches er dem Aufsatze Wackernagels zollt, doppelt vernehmlich: „Herr Wackernagel hat schon durch

mehrere kleine Schriften seine grammatischen Kenntnisse und seine aufmerksame Belesenheit bewährt. Auch diese Abhandlung empfiehlt sich durch die lehrreiche Zusammenstellung einer Menge von Beyspielen. Untersuchungen, mit solchem Fleiße und solcher Umsicht angestellt, sind der gründlichen Sprachkenntniß jederzeit förderlich, und würden gar vielen Wörtern, besonders aus der Classe der Partikeln, sehr zu statten kommen. Klare historische Entwicklung und ungekünstelter natürlicher Vortrag werden nicht verfehlen, den Leser zu gewinnen und festzuhalten."

Auch durch andere Arbeiten beteiligte sich Wackernagel an den von Hoffmann edierten Fundgruben; so rühren von ihm her die kleinern Abschnitte derselben über Orendel, über den von Kürenberg, über Heinrich von des todes gehügde; namentlich aber hervorzuheben ist seine Mitarbeit an dem Glossar für das zwölfte bis vierzehnte Jahrhundert, welches den Schluß dieses ersten Bandes bildet. Hoffmann und Wackernagel arbeiteten dieses Glossar gemeinsam aus, und der Hauptzweck, den sie dabei verfolgten, war, das Alter und den Ursprung einer Reihe von Wörtern, die scheinbar nur der neuhochdeutschen Mundart angehören, dadurch festzustellen, daß sie bereits in Schriften nachgewiesen wurden, die mehr oder minder weit über den Anfang dieser letzten Periode der deutschen Sprache, über das fünfzehnte Jahrhundert zurückgehen. Diese Richtung war den bisherigen Glossographen fremd gewesen, da eben nur die Erklärung veralteter Wörter, nicht aber die Geschichte der Sprache in ihrem Zwecke lag. Andrerseits kam es Wackernagel und Hoffmann auf Wörter an, die man mit der althochdeutschen Mundart ausgestorben glaubte, die sich aber überraschender Weise hin und wieder noch in ganz späten mittelhochdeutschen Schriften vorfinden. An diesem Glossar arbei-

teten die beiden Freunde den Sommer 1829 über an vier Nachmittagen der Woche sehr fleißig zusammen. „Wir lasen dazu viele Gedichte, Predigten, Rechtsbücher, Glossen u. dgl. Die Arbeit war mühsam, mitunter langweilig, die Nachmittagshitze oft lästig, ein seltenes Wort aber und die Ermittelung seiner wahren Bedeutung ließen uns die Mühsal schnell vergessen, und wir setzten wohlgemuth unsere Arbeit fort."

Das Wörterbuch, das die beiden Freunde in Breslau in dieser Weise gemeinsam ausarbeiteten, sollte nur der Vorläufer eines großen mittelhochdeutschen Wörterbuches sein; zwar Hoffmann ließ später die Absicht durchaus fallen, während Wackernagel immer aufs neue wieder seine lexicographischen Studien aufnahm und mancherlei Pläne zu Arbeiten auf diesem Gebiete entwarf, die freilich nur zum kleinern Teile ihre Erfüllung fanden.

Mit Hoffmann zusammen sollte Wackernagel auch eine Geschichte der deutschen Literatur schreiben; als er noch in Berlin weilte, hatte ihm Hoffmann diese Arbeit als die erste genannt, welche sie sogleich nach seiner Ankunft in Breslau gemeinsam unternehmen wollten. Aber die Ausführung unterblieb, und in gleicher Weise auch die Ausführung eines andern Planes Wackernagels, der wenigstens nur einem einzelnen Gegenstande der Literaturgeschichte gegolten hatte. Seine alte Vorliebe für Nithart ruhte nämlich auch in Breslau nicht, und er sann auch hier wieder ernstlich auf ein größeres Werk über diesen Dichter: der Biographie desselben, welche er s. Z. als Student verfaßt hatte, wollte er die Lieder beifügen; für diese hatte er schon den Apparat bis auf Brentanos Handschrift vollständig beisammen.

Es ist nur natürlich, daß in dem Leben, welches Wackernagel zu Breslau führte, seine Poesie nicht verstummte, ja vielmehr in immer volleren, immer reineren Tönen erklang. War doch dieses Leben selbst, von Dichtern ersonnen und von Dichtern gelebt, ein recht poetisches, und an Anlässen, an Antrieben zum dichterischen Schaffen fehlte es wahrlich nicht. Der Verkehr mit Hoffmann und in der Zwecklosen Gesellschaft waren die hauptsächlichen derselben; in diesem Kreise und für denselben dichtete Wackernagel so manche seiner Lieder, und wo er das auch nicht that, entsprang doch sein Dichten aus dem Grunde eines sichern und heitern Gefühls, das er hier im Umgange mit den Freunden gewonnen hatte. Alles was ihn umgab, was er sah und hörte, war dazu angethan, in seiner Brust neue und immer neue Lieder zu wecken und ihn dem Vogel gleich erst im Gesange froh werden zu lassen; keine äußere Entbehrung und Enttäuschung hemmte die Freiheit, mit der sein Geist sich diesem schönsten Schaffen hingab.

Dem entsprechend groß ist die Zahl seiner in Breslau entstandenen und durch den Druck bekannt gewordenen Dichtungen, zwar auch diese sind meist nur einem kleineren Teile Auserwählter bekannt geworden; denn sie wurden, abgesehen etwa vom Liederbuche des Künstlervereins, in einzelnen Büchlein und Heften gedruckt, die nur den Freunden Wackernagels und nie einem weitern Leserkreise zugänglich waren.

Eine erste kleine Sammlung veröffentlichte Wackernagel schon auf Neujahr 1829 unter dem Titel „Proben“, ein Heft von 16 S. 8°, dreizehn Gedichte enthaltend, die wohl erst in Breslau gedichtet wurden; nur eines derselben, „unter der Linde“, war schon früher in Berlin in der Staffette veröffentlicht worden.

Eine selbständige kleine Liedersammlung Wackernagels

folgte den „Proben" erst nach Jahresfrist wieder; inzwischen erschien, was von seinen Gedichten gedruckt wurde, in den Blättern seiner geliebten Zwecklosen Gesellschaft. Vor allem auf ihren Geburtstagsbogen; fast keiner derselben wurde ausgegeben, der nicht ein Gedicht Wackernagels oder mehrere solcher, größere oder kleinere, enthielt; Lieder wie „Frühling", „Herzen-Blume", „Lätare", die zu den schönsten seiner Poesien aus jener Zeit gehören, finden sich als Hauptstücke solchen festlichen Bogen der Zwecklosen Gesellschaft vorgedruckt. Aus diesen giengen sie in den zweiten Band ihrer gesammelten Schriften „Zweckloses Leben und Treiben. Zweites Jahr. 1829" über.

Gleichermaßen in der Zwecklosen Gesellschaft und für sie gedichtet und in einer ihrer Schriften publiciert sind die ersten Trinklieder Wackernagels. Das im August 1829 erschienene „Weinbüchlein, Zum Besten der Wasserbeschädigten Schlesiens herausgegeben von der Zwecklosen Gesellschaft", ist für die Geschichte der Dichtung Wackernagels von wesentlicher Bedeutung; denn hier betritt dieselbe eine Bahn, die von der bisher begangenen völlig abweicht, durch den Dichter aber nicht mehr verlassen wurde, wenn auch wohl seinen spätern Weinliedern die eigene Erfahrung nicht mehr in dem Maße zu Grunde lag, wie dies bei den Liedern des Breslauer Weinbüchleins der Fall sein mochte.

Ein Weihnachtsgeschenk seltener Art brachte Wackernagel zu Weihnachten 1829 seinem Freunde Friedrich Lewald in einem diesem gewidmeten Hefte eigener Lieder, das den wunderlich alterthümlichen Titel führt:

Hæcce ad vetustissimum abbatis cornardorum Ebroicensium et Rotomagensium cornu Friderico Le-

wald bonisque quæ domum et vitam eius ornant mulieribus cecinit Guilelmus Wackernagel cognominatus Arrodian de Cologne cum licentia chymica Neapoli sub scuto Mariæ aureæ inter picta et sculpta typis quam nitidis sumptibus quam minimis. VIII. cal. jan. 1830.

So seltsam dieser Titel klingt, so leicht erklärt er sich dadurch, daß Wackernagel in der Neustadt zu Breslau, im Hause zur goldenen Maria, beim Chemiker Runge, zwischen Gemälden und Bildwerken Mächtigs wohnte, und daß er seine Zwecklose Gesellschaft recht wohl mit der alten scherz- und spottliebenden Gesellschaft Cornardi zu Rouen und Evreux vergleichen konnte, wenn gleich seine Lieder in diesem Büchlein nicht im Tone derselben gesungen waren; den Beinamen Arrodian de Cologne gab er sich zu jener Zeit auch bei anderen Anlässen.

Auch diese Sammlung enthält dreizehn Gedichte; keines derselben war schon früher veröffentlicht worden, und nur wenige derselben hat der Dichter in spätere Sammlungen wieder aufgenommen.

Die umfassendste Veröffentlichung damaliger Lieder von Wackernagel aber brachte im Frühjahr 1830 das Buch:

„Poesien der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins".

Es erschien noch als Wackernagel in Breslau sich befand, eine Zusammenfassung des Schönsten, was er dort als Dichter geschaffen, zugleich ein tönender Abschiedsgruß an die reiche dort verlebte Zeit. Es enthält zweiunddreißig seiner Gedichte, darunter einige, die in den Schriften der Zwecklosen Gesellschaft, in den

Proben, ja selbst in den Gedichten eines fahrenden Schülers schon gedruckt worden waren.

Es sind aber neben diesen großen und wichtigen Poesien Wackernagels auch noch die mannigfachen, wenn auch in dichterischer Beziehung minder bedeutenden Beiträge zu nennen, die er als Homonymen, Räthsel, Streckräthsel, Fibelreime u. dgl. seinem Freunde Schall für die Breslauer Zeitung spendete In diesen zeigte sich, wie auch er der Neigung zu gereimten Spitzfindigkeiten, zu geistreichen Treffern, welche den gebildeten Journallesern damaliger Zeit eigen war, in vortrefflicher Weise gerecht werden konnte; neben den Chiffern von Witte und von Runge (Dr. Gift) steht auch sein W. W. beinahe in jeder Nummer der Breslauer Zeitung unter derartigen kleinen Poesien, die zwischen dem Text der Zeitung und den Inseraten als recht seltsam abstechende Einschiebsel zu finden sind.

Die Breslauer Zeit zeigte die Dichtung Wackernagels auf dem Höhepunkt ihrer ersten Periode. Es ist zum guten Teil noch dieselbe Poesie, die in den Gedichten eines fahrenden Schülers anklingt; aber was dort Versuch und Ahnung war, das ist nun seliges Können und Schauen geworden. Dies zeigt sich schon an der äußern Gestalt seiner Dichtungen; hier ist jetzt die gröste Mannigfaltigkeit zu finden, von der einfachsten vierzeiligen bis zur kunstreich gefügten Strophe, und in der Anwendung dieser Formen überall vollkommene Sicherheit. Ohne Härte, melodisch fließen die Verse dahin, vor allem in den wohllautenden Ghaselen und Ritornellen. Aeußerlicher Mittel, wie der gehäuften Anwendung deminutiver Endung, der trochäischen Hebung zu Beginn eines jambischen Verses, wie

sich solche noch in den Gedichten eines fahrenden Schülers finden, bedient sich nun der Dichter nicht mehr.

Und im Einklang mit dieser Ausbildung der Form steht das Wachsthum an innerm Gehalte. Die Bilder sind mannigfaltiger, die Anschauungen reicher, die Empfindung ist männlicher geworden; schon auch finden sich einzelne jener tiefern Gedanken über Gott und Welt und des Menschen Schicksal, die in spätern Gedichten Wackernagels in so ergreifender Weise Ausdruck finden. Auch die Gegenstände seiner Poesie sind nun vielartiger: neben den Liedern, die von Sehnsucht, Liebe, Glück und Trauer singen, und die auch jetzt freilich wie in seinem Herzen, so unter seinen Dichtungen noch den weitesten Raum einnehmen, stehen Fest-Gedichte zum Preise Dürers und Göthes, Gedichte, welche die Herrlichkeit der Natur schildern, Spruchpoesie, Räthseldichtung, Trinklieder. Letztere vor allem sind bemerkenswerth in ihrer Begeisterung für die Seligkeit, die im Weine geboren wird, in ihrer feinen Laune bei der Schilderung der Freuden des Trinkers. Wackernagel hat im Kreise der Zwecklosen diese Freuden oft genossen, „da jeder Weintropfen zu einem Worte wurde und jedes Wort wie ein Weintropfen war, drin sich die Seele spiegelte." So schrieb er selbst im Protocoll der Gesellschaft, und diese geistig veredelte Weinfreudigkeit herrscht in allen seinen Trinkliedern, in den Breslauern so gut wie in den spätern, die er beim Wasserkruge sang.

♣

Die Zwecklose Gesellschaft erfreute sich wohl allgemeiner Aufmerksamkeit, nicht aber auch allgemeinen Wohlwollens in Breslau. Man fürchtete ihren Spott und ihren Witz und war

sich bewußt, mannigfaltigen Anlaß dafür zu bieten; man ärgerte sich darüber, daß die Gesellschaft sich das Amt eines ästhetischen und literarischen Censors anmaßte und dabei ohne Scheu und Respekt zu Werke gieng; man fand in ihren Schriften manches Wunderliche, manches nur ihren Freunden Verständliche und suchte um so mehr darin versteckte Anspielungen. Das ganze Treiben dieser Menschen war fremd und stoßend, und man betrachtete sie mit Mißtrauen als die Störenfriede der bisherigen nüchternen und ruhigen Gemüthlichkeit. Dieses Mißtrauen äußerte sich gegen Hoffmann von Fallersleben bei allem, was er thun mochte, und richtete sich nun namentlich auch gegen Wackernagel, als dieser begann, über Gegenstände und Personen zu urteilen, die sich der Gunst des Publicums erfreuten, und dies in einer Weise that, welche der gehaßten Kritik der Zwecklosen Gesellschaft völlig gleich sah. Es war dies Wackernagels Thätigkeit als Theaterrecensent, eine Thätigkeit, die schon auf dem Boden der Oeffentlichkeit ihm viel Widerwärtigkeiten bereitete, ihn aber schließlich auch um den Frieden im eigenen engsten Freundeskreise brachte und zur Heimkehr nach Berlin nöthigte.

Wackernagel ergriff die Feder eines Theaterrecensenten nicht sowohl, um dadurch etwas zu verdienen, da er ja von Schall keine sonderliche Entschädigung erwarten konnte, als aus Liebe für das Theater, dessen poetische und literarische Bedeutung. Schon in Berlin hatte er mit Theodor Fröhlich Theaterkritiken in die Staffette geschrieben; es lag für ihn nahe, nun auch in Breslau das ihm sehr zusagende Geschäft weiterzutreiben. Er besaß ja für dasselbe die wesentlichen Eigenschaften: ein durch ausgedehnte Studien der deutschen und ausländischen Literatur feingebildetes und dabei selbständiges Urteil, Schärfe der Auffassung und außerordentliche Anmuth und Ge-

wandtheit der Darstellung; er selbst war Dichter. So erklärt es sich denn, daß seine Breslauer Theaterkritiken noch heute mit Gewinn können gelesen werden, weil sie, wie einst die Hamburgischen Lessings, Werth und Unwerth der einzelnen Darstellung am Maßstabe der allgemeinen künstlerischen Gesetze messen und sich hiebei durch keine Sympathie noch Antipathie der Theatermenge beeinflussen lassen.

In der Breslauer Zeitung war das Amt eines Theaterrecensenten früher von Schall selbst, später von einem Herrn Michaelson geführt worden. Nachdem dieser Ende 1828 an ein anderes Blatt übergegangen, wurde in der Breslauer Zeitung mit dem Eintritt des neuen Jahres und der neuen Bühnenverwaltung auch ein neuer Theaterkritiker nöthig. Schalls Wahl fiel auf Wackernagel; dieser erklärte sich bereit, dem Rufe zu folgen, und begann sofort seine Thätigkeit: seine erste Recension erschien in der Neujahrsnummer der Breslauer Zeitung 1829 und behandelte die am 30. December stattgehabte Aufführung von Göthes Tasso. Es folgten am 3. Januar die Besprechung von zwei Lustspielen, „Olivenfäßchen" von Brazier und „Braut aus Pommern" nach Kotzebue von Angely, am 6. Januar von „Wallensteins Lager" u. s. f.

Schall schrieb zugleich mit diesen ersten Recensionen Wackernagels in der Breslauer Zeitung ein längeres Nach-, Vor- und Fürwort zu Einführung des neuen Recensenten und um zu zeigen, wie der allgemein aufgefallene scharfe Ton seiner Kritiken gerade jetzt und gerade in Breslau nicht anders sein könne, und daß Popes Zeile „Erfreut zu loben, doch nicht scheu zu tadeln" besonders in ihrem letzten Hemistich recht wohl am Platze sei. Uebrigens sei Wackernagel auch der Mann, seine kritischen An-

sichten und ihre Aeußerungsweise durchaus selbst zu vertreten und wo und wann er es für nöthig und der Mühe werth achten werde, sie und sich gegen etwaige Antikritiken jeder Art gehörig zu verteidigen. Daß Wackernagel in irgend welchem außertheatralischen Bekanntschafts-Verhältniß mit der Direktion und den Mitgliedern der von ihm beurteilten Bühne ganz und gar nicht stehe, sei erfreulich und wichtig.

So hatte Wackernagel denn neben seinen Studien ein neue Thätigkeit gewonnen und lebte derselben mit voller Freude. Ihm war der Gegenstand die Hauptsache, und ob die Darstellenden diesem gemäß gehandelt und gespielt, gab ihm den Ausschlag für Lob oder Tadel. Darum sind auch seine Recensionen gleich vom Beginn an im entschiedensten und in gutem Sinn rücksichtslosesten Geiste geschrieben, mit aller Schärfe des Urteils und mit treffendem Ausdrucke. Sie zeigen, wie unbekümmert er um die bestehende Meinung des Theaterpublicums war, und wie sehr eigentlich er dieses verachtete; daher der spielend witzige Ton, daher der Scherz, mit dem er einmal die ganze Recension in der Form einer Makame gab. Die Grundlage dieses stolzen Spottes aber war eine tüchtige. Er betrachtete die Quellen und Vorbilder, die ein Stück haben mochte, er prüfte die demselben zu Grunde liegende Idee und die künstlerische Art ihrer Behandlung durch den Dichter, er verfuhr bei beidem mit großer Fachkenntniß und mit feinem Urteil, so daß manche seiner damaligen Recensionen kleinen literaturgeschichtlichen Excursen gleich kommen. In dieser Beziehung und zugleich wegen ihrer weitern Wirkung sind hier zu nennen seine Besprechung der Aufführungen von Schillers Braut von Messina und Holteis Lenore, jene am 9., diese am 20. und 22. Januar in der Breslauer Zeitung erschienen.

In jener schrieb Wackernagel: „Wenn man beachtet, wie in Schillers Poesie Alles nur Blüthe und Frucht vom Samen einer mit Tiefe und Enthusiasmus ergriffenen Philosophie ist, — wie auch seine besten Dramen an einem formellen Mißverhältnisse leiden, dem Uebergewicht nämlich des mit lyrischer Begeisterung und rhetorischer Kunst bis zum höchsten Maß getriebenen Dialoges (und Monologes) über die Handlung, und wie zuweilen, namentlich aber im Wilhelm Tell, gar nicht mehr von dramatischen Charakteren, sondern nur von variirender lyrischer und dialogischer Darstellung einer herrlichen Gesinnung die Rede sein kann: so wird man die Art, wie sich Schillers Genie in der Tragödie der feindlichen Brüder verirrt hat, zwar ganz natürlich und erklärlich, ja sogar nothwendig finden, aber auch um so mehr tadeln, als hier all jene Mängel, all jene Mißgriffe vereinigt sind, und jeder derselben auf der Grundlage des andern und in Verbindung mit ihm erst zur rechten Größe und Bemerkbarkeit anwächst. Nur einem fernen Ideale nachstrebend sehen wir hier den Dichter mit noch mehr als phantastischer Verschmähung aller Bedingnisse der Außenwelt ein Schloß in die Luft hineinbauen; . . . . . . einem Ideale zu Gefallen reißt uns der Dichter aus einer Zeit in die andere, aus der modernen in die antike und wieder zurück aus dieser in jene; fortwährend immer mehr beleidigender Wechsel von Christenthum und Heidenthum und allen ihren äußern und innern Bedingungen und Ergebnissen. — Zu Grunde gegangen in den unstät hin und her wogenden Wellen alle Wahrheit der Handlung, der Charaktere, der Form. — — —.“

Und über Holteis Lenore:

„Die Versuche unserer Bühnendichter, bereits vorgedichtete oder gar in Romanen und Novellen vorerzählte Stoffe dra-

matisch zu bearbeiten, sind fast eben so oft verunglückt, als sie unternommen wurden. — In unserer Tragödie, in K. von Holteis Lenore haben wir endlich einmal einen durchaus gelungenen Versuch der Art, also mehr als einen Versuch. Er würde aber nicht so wohl gelungen seyn, wenn der Dichter auch die unnütze Scheu gehabt hätte, an dem erwählten Stoffe zu ändern. Vielmehr hat er mit großem Kunstgeschick, um zu dramatischer Handlung zu gelangen, den Anfangspunkt derselben weiter zurückgesteckt, als Bürger den seiner Ballade setzen durfte, sie durch Hinzufügung noch anderer Personen auch nach den Seiten hin erweitert, und endlich neben minder bedeutenden Abweichungen dem Ganzen eine der Ballade durchaus fremde Richtung und Beziehung gegeben. Herr von Holtei hat die Bürger'sche Weise und die alte sagenmäßige verbunden. In seinem Trauerspiele gelobt Wilhelm, auch gestorben dem Nebenbuhler die Geliebte nicht zu lassen, und gleich auf Lenorens Verzweiflung folgt der Todeskampf der geängsteten Seele, der Wahnsinn, der sie zum Grabe führt, mit dem Geliebten wieder vereinigt. Das tief ergreifende Bild dieser Liebe, die, hart geprüft wie lauteres Gold, unter Schmerzen lebt, mit dem Leben nicht erlischt, ist vor den Hintergrund einer gewaltig bewegten Zeit gestellt; prächtig zieht am dunkelblauen Himmel die Sonne des preußischen Heldenthumes vorüber und wirft ihren blitzenden Schein noch unter Gräber in die düstere öde Nacht zurück. Wenige haben es so, wie Holtei hier, verstanden, dem Kriegsleben der neueren Zeit die poetische Seite abzugewinnen; wenige haben für Soldatenlust, Soldatenleid so rührende Töne zu finden gewußt wie er. Kurz, Referent hält die Lenore für eine der bedeutendsten dramatischen Arbeiten unserer Tage."

So schrieb der neue Theaterrecensent der Breslauer Zeitung. Wie er aus Anlaß des Holtei'schen Liederspieles die ersten Studien anstellte, die nach Jahren zu der eingehenden Arbeit über die Lenoren-Sage führten, so zeigte sich hier auch schon die Art einer Beurteilung Schiller'scher Dichtung, welche Wackernagel auch später noch festhielt.

Aber freilich solch eine Sprache hatten die Breslauer von ihren Theaterkritikern bisher nicht gehört, die sich damit begnügt hatten, über Wesen und Geist des gespielten Stückes möglichst wenig, aber über Aeußerlichkeiten des Spiels und der Spielenden um so mehr zu sagen. Im Gegensatz dazu war hier eine grundsätzliche Charakteristik gegeben und über die Schauspieler nur das nothwendige geurteilt. Das gieng denjenigen in's Herz, die gewöhnt waren, in Schiller das Ideal aller Dichtkunst, auch der dramatischen, zu erkennen, und neben ihm Keinen gelten zu lassen, vorab keinen Holtei, den man vor Jahren auf der selben Bühne, wo jetzt seine Lenore erschien, ausgepfiffen hatte. Nicht dem Durchschnittstheaterbesucher nur war eine solche Recension zuwider, sondern auch dem in bestimmter Richtung großgezogenen Aesthetiker, dem der Geist der jungen Dichter vom Schlage Wackernagels ein Greuel war. So erhoben sich denn in den verschiedenen Zeitungen Breslaus, vor allen in den von E. Philipp herausgegebenen „Freikugeln", heftige Angriffe gegen Wackernagel. Er aber blieb dadurch unbeirrt und erwiderte die Angriffe höchstens durch einige spöttische Verszeilen in der Breslauer Zeitung. Indeß so wenig seine Recensionen aufhörten, so wenig ruhten die Anfeindungen; selbst sein alter Gegner, Saphir, spöttelte im Berliner Courier über ihn. Die Gegensätze schärften sich immer mehr, besonders als nun auch die Schauspieler an dem Streite Teil nahmen.

Namentlich der Schauspieler Paul, der in Wackernagels Recensionen arg war mitgenommen worden, hatte schon lange den Vorsatz gefaßt, diesen durchzuprügeln. Eines Abends nach dem Theater wollte er seinen Vorsatz ausführen. Wackernagel erhielt einen Faustschlag in den Nacken. Nunmehr nahm sich auch das Polizeipräsidium der Sache an, und die Folge war, daß Wackernagel für einstweilen die Recensentenfeder niederlegte: seine letzte Recension, über die Aufführung von Hans Kohlhaas, Trauerspiel von Maltitz, erschien am 24. April. Seine Gegner jubelten; aber auch viele seiner Freunde freuten sich darüber. In ihren Augen war Wackernagel zu gut, um an solchem Treiben Teil zu nehmen; besonders Hoffmann, der sich nie um das Theater kümmerte, hatte sich geärgert, daß einer aus seinem Kreise sich so tief damit einließ; Geisheim gab seiner Freude über Wackernagels Rücktritt im Hausfreund vom 16. Mai öffentlichen Ausdruck:

„An meinen Freund Wackernagel.

Wie freu' ich mich, werther Freund, daß Du den Theater-Recensenten-Sperrsitz aufgegeben und denen, die an deinen Kritiken ein Aergerniß genommen haben, den Rücken gekehrt hast. Es giebt keinen unglücklichern Tick als den, Schauspieler und über sie das Publikum belehren zu wollen. Nirgends wird mehr Stank für Dank geboten. Weder Lessing noch Schall haben dabei Seide gesponnen. Manche freilich spinnen sich Hanf zum Drath heraus um sich ihre Schuh zu flicken. Diese Schuhflicker aber sind es hauptsächlich, welche die Kritik so herabwürdigen, daß ein wohlunterrichteter, ehrlicher Mann wie Du sich nicht schlimmer berathen kann, als wenn er mit ihnen vor die verhängnißvolleu Bretter tritt. Die Mehrzahl des Publi-

kums verweist, so wie in alten Zeiten die Schuhflicker in Breslau ihre eigene Straße hatten, Alles, was sich in der Art mit dem Theater befaßt, in eine Straße, die wahrlich nicht, wie sich die Leutchen wohl gern einbilden, die Milchstraße ist.

Ich bin zwar der Meinung, daß die gute Sache so in der Welt sehr oft verkannt wird, und daß es verdienlich ist, unbekümmert um ungerechtes Gerede, um Anfechtungen aller Art, der kritischen Kunst als tapferer Kämpe treu zu bleiben und mit Verzichtung auf Anerkennung nicht müde zu werden, sich dem Schlechten entgegen zu stellen.

Doch, um Jahre, Leben, öffentlichen Ruf, und vielleicht auch anderweitige glücklichere Beschäftigungen an das Theater zu setzen, dazu, Freund, bist Du nicht angethan.

Die feste und tüchtige Grundlage Deiner Bildung, Deine rege und vielseitige Arbeit in Kunst und Wissenschaft, Deine allgemeine Kunstkenntniß, der Dichter in Dir, geben Dir zwar allerdings den Beruf zum Kritiker, aber mit alle dem Genannten stehst Du gar zu schroff und schnurstracks dem größten Theil derer entgegen, die Du zu beurtheilen hast. Wie Wenige meinen es ernst mit ihrer Kunst, wie Wenige wollen auch nur etwas lernen und wissen, was sie aus dem Traume des Dünkels und der eingebildeten Vollkommenheit herausbringt; in wie Wenigen ist ein poetischer Funke zu finden.

So ist es auch mit einem großen Theil der Leser. So wie der Schauspieler mit der Lust und Unlust des Zuschauers spielt, so soll auch der Recensent mit dem Leser spielen, aber nicht ihn unterweisen, nicht eigenthümlich sein.

Deine wissenschaftliche Richtung haben alle Gebildeten in Deinen Recensionen erkannt; desto mehr werden sie von denen

angefochten, die nicht genug gelernt haben, um eine Eigenthümlichkeit aufzufassen.

Bei der Verschiedenheit der Ansicht überhaupt, da es kaum soviel Zungen als Geschmäcke in der Welt giebt, darf ein unbefangener, zumal jugendlicher Recensent wie Du, der wie jeder andere für Dies und Das seine Vorliebe hat, ja nicht ein Mal einen Lieblingsgedanken, wie Du ein paar Mal gethan hast, unbefangen aussprechen. Anstatt ihn ruhig zu widerlegen, freut man sich, eine Gelegenheit zu einer Verunglimpfung gefunden zu haben. Man behandelt seine Arbeit nicht wie ein Streben, obgleich keine Arbeit in der Welt etwas anderes ist. Wenn dies wohlunterrichtete Leute übersehen, so treten sie in den Kreis der Beschränkten, die so unwissend und dumm sind, daß sie ihre Machwerke für Orakel halten, und überall, wo sie eben stehen, glauben vollkommen ihren Zweck erfüllt zu haben.

Sie auch wollen Raum haben, diese Leute. Ihr Engerlingszustand ist ihnen zu gönnen.

Dir aber gönne ich es nicht, mit diesen Leuten verwechselt zu werden. Darum preis' ich die Unedeln, die Dich zu rechter Zeit veranlaßt haben, ihre Sphäre zu meiden.

Geisheim".

Wackernagels Fernbleiben vom Theater war indeß kein beständiges. Vor Ende des Jahres 1829 erschienen in der Breslauer Zeitung wiederum Theaterkritiken von ihm, diesmal nicht mehr mit „W. W.", sondern mit „Paris" oder „Arrodian de Cologne" unterzeichnet. Ohne Zweifel war es Schall, der die trefflichen Recensionen von früher in seiner Zeitung ungern vermißte und daher Wackernagel bewog, wieder teilzunehmen; dann trieb aber auch Runge diesen dazu an. Er fand

es hübsch, genial, göttlich, daß sein Wilhelm die Bretter, welche die Welt bedeuten, mitbeherrschte, und es war ihm eine Freude, beim Lesen der Recensionen in der Zeitung zu denken, daß dieselben unter seinen Augen und in seinem Zimmer seien geschrieben worden. Nicht so Hoffmann von Fallersleben; er stand dem Theater ferne und fand an Wackernagels Verdiensten um dasselbe keinen Gefallen. Er hatte sich gefreut, als dieser im April vom Recensieren abließ; nun war sein Aerger ein doppelter, als er es wieder aufnahm.

Bei diesem Anlasse enstanden die ersten Spannungen zwischen den bisher so vertrauten Freunden, und bald traten dazu weitere Gegensätze. Hoffmann selbst berichtet darüber: „Der Geldpunkt war bis jetzt noch nie unter uns zur Sprache gekommen. Ich hatte bisher gegeben, was ich versprochen; wenn aber zwei (Wackernagel und Runge) leben wollen und nichts verdienen, so ist das ein schlimmes Ding. Ich sollte Geld schaffen und konnte nicht, Runge kündigte mir seine Freundschaft und brach alle Beziehungen mit mir ab, und so auch nach unangenehmen Erörterungen Wackernagel“.

Es ist ohne Zweifel richtig, daß auch aus derartigen Verhältnissen sich der Bruch entwickelte; aber wenn auch den Erinnerungen damaliger Freunde Wackernagels darf geglaubt werden, so benahm sich Hoffmann bei Unterhandlungen über die Besetzung der durch Büschings Tod erledigten Breslauer Professur in einer Weise zum Schaden Wackernagels, daß vor allem dieses sein Spiel ihn und Wackernagel auseinanderbrachte. Dies konnte auch nicht ohne Rückwirkung auf die Zwecklose Gesellschaft bleiben; ihre Vereinigungen waren nur noch „Zankabende“, das Zusammensein ein überaus peinliches. Eine Gesellschaft wie sie mußte bei dem Zerwürfnisse einzelner Mitglieder, beson-

ders so hervorragender wie Wackernagel, Hoffmann, Runge waren, schwer leiden; sollte sie fortbestehen, so mußten die einen oder andern ausscheiden. Hoffmann aber wollte nicht weichen und setzte es durch, daß Wackernagel und Runge die weiße Karte bekamen; das war ihr Fehmurteil. Am 11. Januar 1830 zeigten sie in der Breslauer Zeitung an, daß sie nicht mehr Mitglieder der Zwecklosen Gesellschaft seien, also an den fernerhin vielleicht erscheinenden Schriften und Recensionen dieser Gesellschaft keinen Anteil haben würden.

♣

So endete Wackernagels Breslauer Zeit — denn die wenigen Monate, die er hier noch zubrachte, kommen nicht mehr in Betracht — mit einem häßlichen Mißklang. Aus dem Kreise, um dessen Willen er eigentlich hergekommen, war er ausgestoßen worden; mit dem Freunde, der sich einst so herzlich und hilfreich erzeigt hatte, war er entzweit; und wenn er auf die ganze Zeit, die er hier verlebt hatte, zurückblickte, konnte er fragen, was denn die Frucht derselben sei?

Daß er s. Z. Hoffmanns Einladung angenommen hatte, war in den Augen derjenigen, an deren Urteil ihm am meisten lag und liegen mußte, immer eine Thorheit gewesen. Vor allem in den Augen Lachmanns. Dieser war von Anfang an mißmuthig darüber gewesen, daß Wackernagel, weil er meinte, es glücke ihm in Berlin nicht, nach Breslau gegangen war und „dort nun zwecklos und von der Zwecklosen Gesellschaft lebe.“ Er wünschte ihm nach den ersten Monaten seines Lebens, daß es mit seiner Thätigkeit, die, wie er spöttisch meinte, ja ganz

lustig angefangen zu haben scheine, seinen guten Fortgang habe, und daß er auch äußerlich bald etwas thue. Aehnlich urteilte Herr von Meusebach; nach seiner Meinung wäre es besser gewesen, wenn Hoffmann Wackernagel nicht in die Zwecklose Gesellschaft gezogen, sondern noch einige Jahre in Lachmanns Nähe gelassen hätte.

Aber auch die jüngern Freunde Wackernagels in Berlin waren mit ihm nicht recht zufrieden: sie fanden, daß an seinem merkwürdigen glänzenden Leben in Breslau es manches zu freuen, aber auch manches zu ärgern gebe, in letzterer Beziehung namentlich die Journalfehden. Fröhlich rieth nach dem Bruche mit den Zwecklosen zur sofortigen Rückkehr nach Berlin, wo Wackernagel durch ein emsiges gewissenhaftes Berufsleben gewiß mehr gefördert werde als durch das dilettiren in alienis, das er doch zu lange in Breslau getrieben habe.

Unter dem Eindrucke dieser Urteile und Rathschläge fühlte sich Wackernagel, als er in den ersten Monaten des Jahres 1830, losgelöst von den liebsten seiner frühern Verbindungen, zu Breslau lebte. Er fühlte, daß er dem Ende seines hiesigen Aufenthaltes zugehe; zu dem Rufe der Freunde in Berlin trat in ihm selbst die Ueberzeugung, die ihn dorthin wies als an den einzigen Ort, wo er sein Leben in ersprießlicher Weise weiter führen könne. Wenn er bisher durch die Unterstützung der Freunde hier sorgenfrei hatte leben können, war dies jetzt anders geworden; schon aus diesem Grunde schien die Rückkehr rathsam. Das längere Verbleiben an diesem Orte war bei der andauernden Entfremdung mit Hoffmann peinlich. Nun schienen alle Aussichten in Breslau zu fehlen und ihm nur in Berlin zu winken; dort konnte er wieder sich ganz concentrieren auf seine Studien, konnte mit Lachmann arbeiten, konnte etwas

tüchtiges zu Stande bringen, so daß es ihm unmöglich am Erfolge fehlen konnte. So entschloß er sich denn heimzukehren.

Wie die Herkunft von Berlin so war auch die Rückkehr dorthin der Grenzstein zweier Lebensperioden Wackernagels. Die Hoffnung auf ein schönes geistig bewegtes und geistig unbeschränktes Leben waren in Breslau vollauf in Erfüllung gegangen, nicht so die Erwartungen, hier eine Lebensstellung oder doch die Aussicht auf eine solche zu finden. Wenn darum Wackernagel beim Rückblick auf die anderthalb hier zugebrachten Jahre all den Reichthum geistigen Genusses und geistiger Förderung und all die Fröhlichkeit bedachte, die ihm geworden waren, so durfte er dankbar sein für diese Zeit als für einen schönen und wahrlich nicht vergebens gelebten Teil seines Lebens. Erinnerte er sich aber wieder, wie eigentlich seine äußere Lage gerade noch so halt- und aussichtslos sei, wie vordem, so mußte er seinen Entschluß vom Herbst 1828, Hoffmanns Rufe zu folgen, wenn auch nicht als einen schadenbringenden, so doch als einen unnützen Seitensprung betrachten, der ihn von dem bisher betretenen steinigten Wege wohl für kurze schöne Zeit abseits in blumige Matten, nun aber wieder auf denselben Punkt zurückgebracht hatte, von dem er abgewichen war.

Aber er war ja noch jung, kaum vierundzwanzig Jahre alt, stark im Bewußtsein seiner frischen Kraft. So vergaß er denn, daß er sein äußerliches Geschick nicht gefördert, und freute sich im Besitze alles dessen, was er an geistigen Gütern sich erworben und eingesammelt hatte. Die Lernjahre waren abgethan, auch die Wanderjahre hatte er nunmehr hinter sich; ein an Kenntnissen und Erfahrungen gereifter Mann konnte er seine Meister-

jahre antreten. Voll reicher Pläne und voll stolzer Hoffnungen kehrte er im Frühling 1830 in seine Vaterstadt zurück.

Von seinen Breslauer Freunden aber widmete Heinrich Laube seinem Andenken folgende Schilderung:

„— — der Mond scheint sehr schön in Breslau zwischen die himmelhohen Häuser hinein, auf die breiten Wasserspiegel und die verschwiegenen Gebüsche um die Stadt herum. Wilhelm Wackernagel, der so charmante Lieder schreibt, versicherte mir immer, der Breslauer Mond sei von ganz besonderer Qualität, bei weitem nicht so abgenützt als an andern Orten. Und wenn ich zu ihm kam, so schrieb er auch immer Gedichte an den Mond, und ihre Ueberschrift war immer: „Es spricht der Mond." Nur in Breslau weiß man, wie der Mond sich äußert. Dabei saß Wackernagel immer in einem langen, höchst langen Preußisch-Freiwilligen-Mantel auf dem Sopha, die langen blonden Haare hingen ihm mittelalterlich um Kopf und Gesicht, er sah aus wie ein Schüler Ofterdingens, der nur des Mondes wegen von Berlin nach Breslau gekommen war. In seinen großen deutschen harmlosen Zügen, in dem klaren blauen Seherauge lagen alle die schönen Dichterworte, die er noch singen und schreiben wollte.

Wenn ich zu Wackernagel kam, da sind mir immer die reichen fahrenden Poeten Deutschlands eingefallen, welche, die Goldgruben des poetischen Geheimnisses in der Brust, mit leerer Tasche und singendem Munde durch die Welt ziehen, Mangel leiden und doch alles lieben, immer die tiefe göttliche Ahnung in den Augen tragen. Wackernagel ist einer von denen, welche mit brünstiger Liebe und gesundem Kopfe die alte deutsche Poesie studirt und durchgesungen haben. Er ist eine Autorität im Altdeutschen, und auf einer Kegelbahn ist's gewesen,

wo er das Nibelungenlied und den Percival und Titurel bis in die innersten Falten gelesen hat, auf einer Kegelbahn in Berlin hat er sich, in Ermangelung einer andern Wohnung, häuslich einrichten müssen; dort hat er, in seinen Freiwilligen-Mantel und seine langen Haare gehüllt, Tag und Nacht gesessen und studirt und gedichtet, trotz Hunger und Kälte. Einen alten schwarzen Rock hat er zuweilen vorsichtig abgestäubt und ist hinaufgestiegen in die goldenen Säle der vornehmen Berliner, um sich zu wärmen und die Bibliotheken zu ordnen und die alten schweren Bücher zu stellen, von denen sie nichts verstanden.

Ich habe auch in Breslau nie Geld bei ihm gesehen, und doch war er immer glücklich, das heißt poetisch, und litt nur zuweilen an Vollblütigkeit, doch schrieb er mir immer die heitersten, vornehmsten Billets auf spiegelglattes Papier mit saubern römischen Buchstaben, nahm Holteis Liederspiele gegen mich in Schutz und träumte von einem griechischen Lustspiele, das er nächstens in deutscher Sprache schreiben wollte. Der liebe Wackernagel! Ich war damals ein dummer Mensch, der ihm nicht glauben wollte, daß Göthes Tasso mehr werth sei als Schillers Braut von Messina, und ich hatte mich deshalb ein Vierteljahr lang auf Tod und Leben mit ihm herumgeschlagen in den Breslauer Zeitungen. Da erweichte er eines Tages mein vandalisches Herz durch eine schöne innige Ghasele, und ich gieng, um ihm meinen ersten Besuch zu machen. Er wohnte bei dem berühmten Chemiker Runge und aß alle Tage Schöpsenfleisch mit ihm. Runge aß nämlich einige Monate lang nichts als Schöpsenfleisch, um zu sehen, was dabei aus ihm würde, und Wackernagel litt geduldig mit, als Opfer der Experimentalchemie, aß mit Runge Schöpsenfleisch und ließ den Mond sprechen.

Seit der Zeit denk' ich bei Schöpsenfleisch immer an Runge, der stets gesund war, wie ein geistreicher Quäker aussah, und aus einem kleinen Stummel heftig Tabak rauchte, wenn er nicht Schöpsenfleisch genoß; und an Wackernagel denk' ich, wenn mir der Breslauer Mond einfällt, der so schöne Lieder schien, als ich den letzten Abend durch die Breslauer Gassen schlüpfte. Auch damals fielen mir lauter süße Wackernagel'sche Verse ein, und ich stand still am Graupenthurme, in dessen Nähe er gewohnt hatte, und dichtete mir im Mondscheine ein weiches Abschiedslied."

V.

Im April 1830 war Wackernagel wieder in Berlin, mit der festen Absicht, diese Stadt nur aus gutem Grunde wieder zu verlassen. Im Hause des Kaufmanns Eckardt an der Jerusalemerstraße miethete er sich ein Zimmer, die erste seiner von nun an oft gewechselten Wohnungen; seine wenigen Habseligkeiten, von einem Teil seiner Papiere und Bücher abgesehen, die zu Schiff auf der Oder von Breslau abgehen sollten, und die er erst später erhielt, hatte er bald untergebracht, Geschwister und Freunde wurden begrüßt, vor allem Lachmann aufgesucht, ohne dessen Rath Wackernagel nun nicht weiter handeln wollte, dessen Vertrauen und Hilfe für ein weiteres Fortkommen so nöthig schienen. Er erzählte ihm von seinem Breslauer Aufenthalt, er erklärte warum er dorthingegangen und wie er nun auch dort weder zum Promovieren noch zu sonst etwas gelangt sei, er entdeckte ihm alle seine Verhältnisse, seine traurige Lage. Lachmann erschrack; er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß Wackernagel in dem Maße von Mitteln entblößt sei, und schalt ihn, daß er erst jetzt ihm dieses sage, daß er es nicht gesagt habe, bevor er nach Breslau gieng. Er versprach ihm zu helfen wie er könne, und hoffte, ihn entweder als Secretär beim Minister oder vielleicht beim Archiv irgendwo unterzubringen. Wackernagel wäre gerne bei einer Bibliothek angestellt worden; vor zwei Jahren hatte eine solche Aussicht sich zerschlagen, weil er politisch verdächtig gewesen war; er

glaubte diesen Verdacht damals ganz beseitigt zu haben, und trug nunmehr der Behörde wiederum seine Bitte vor. Diese Behörde war der geheime Oberregierungsrath Johannes Schulze, ein Mann, der im Leben so mancher Gelehrten jener Zeit die traurige Rolle des Machthabers gespielt hat, ohne dessen Gnade auch das unbestreitbarste Verdienst keine Berücksichtigung finden konnte. Hoffmann von Fallersleben hat ihn treffend gezeichnet.

An diesen Mann richtete sein „allerergebenster Diener" Wackernagel „mit unbegrenzter Hochachtung" eine Eingabe, in welcher er bat, ihm an einer Bibliothek eine Anstellung zu geben; er faßte dabei nicht nur die Berliner Bibliothek, sondern jede und irgend eine Bibliothek des preußischen Staates in's Auge und legte dar, wie erwünscht eine solche Stellung für ihn wäre, da sie ihm ermöglichen könnte, als Privatdocent aufzutreten.

In Breslau hatte er bei Hoffmann gesehen, wie förderlich den eigenen Studien ein solches Amt werden könne; er konnte sich auch volle Fähigkeit zur Versehung desselben zusprechen. Auch Lachmann verwendete sich für ihn bei Schulze. Aber die Bewerbung blieb ohne Erfolg, Wackernagel erhielt keine Anstellung, wurde nur mit Aussichten auf eine solche vertröstet. Die Behörde vermochte vielleicht nicht mehr zu thun, aber von Aussichten konnte auch Wackernagel nicht leben. So versuchte er es denn nun, da die Bibliotheken sich ihm nicht öffneten, mit den Archiven. Archivarbeiten waren ihm nicht neu; er hatte sie vor Jahren in Wielun üben können; auch die nöthigen Kenntnisse besaß er im vollsten Maße, und wenn auch der Gegenstand der Arbeit seinen Neigungen und Studien etwas ferner lag, als es auf einer Bibliothek der Fall gewesen wäre, so war es doch eine Arbeit, eine geistig anziehende und eine

den Lebensunterhalt sichernde Arbeit. Preußen besaß mehrere Provincialarchive; an einem derselben, am ehesten am rheinischen, wünschte Wackernagel unterzukommen, und richtete seine Bittschrift an das Ministerium. Er machte sich darauf gefaßt, daß über der Behandlung dieses Begehrens wohl Monate vergehen würden; schneller als er dachte, schon nach vierzehn Tagen erhielt er einen Bescheid, der freilich wieder ablehnend lautete mit der Begründung, daß die Vorschläge zu einer Anstellung, wie Wackernagel sie wünsche, von den Provincialbehörden ausgehen müßten; er habe sich mit seinem Gesuche an diese zu wenden. Er that es auch und erhielt zur Antwort ein „Nein"; es sei eben Schade, daß er noch in keinem Archiv gearbeitet habe. Solche Ausreden mochten Wackernagel wohl auf den Gedanken bringen, daß man ihn nicht anstellen wolle, und er sah sein redlichstes Bemühen erfolglos, ahnte, daß es ihm nie glücken werde, ein Unterkommen zu finden, und meinte bitter: „Unabhängigkeit ist schön, nur keine von dieser Art."

Trotz aller Rechtfertigung, trotz tadellosem Verhalten blieb er, das fühlte er wohl, ein politisch verdächtiger Mensch; die preußische Behörde hatte ihm den Knabenstreich von 1819 noch immer nicht verziehen. Und er wußte, daß man sonderbare Wege gehen mußte, um zu etwas zu gelangen; er aber mochte sie nicht, seine Füße wollten den Schmeicheltritt und Heuchelschritt nicht lernen, und er wollte lieber sein kärgliches Leben selbständig weiterführen, als sich erniedrigen. An einer Schule hätte er vielleicht noch am ehesten Anstellung finden können, aber er wünschte eine solche nicht, weil er sich die erforderliche Lehrgabe nicht zutraute und weil er fand, der deutsche Unterricht sei da so eingerichtet, daß er keine Freude davon hoffen könne, und ändern dürfe er nicht; außerdem hätte er eben auch

in tausenderlei andern Dingen und auf eine Weise zu unterrichten, daß er in Jahr und Tag dabei untergehen würde.

Es war also keine Hoffnung auf Staatsdienst vorhanden, und er trachtete nun mit eigenen Kräften sich durchzubringen. Er nahm die Copistenthätigkeit wieder auf, die er einst so umfassend geübt hatte, und bei welcher sicherer Verdienst zu finden war. Er gieng zu Homeyer, seinem früheren Arbeitgeber in diesem Fache, und stellte ihm seine traurige Lage vor; er fragte ihn, ob er vielleicht wiederum wie früher dieses und jenes für ihn abschreiben könnte; „ich würde es Ihnen zu Dank zu machen suchen, und mir erwiesen Sie dadurch einen großen Gefallen". Homeyer hatte gerade keine Arbeiten vor sich, bei denen er Wackernagels Hilfe und Abschreiberthätigkeit in Anspruch nehmen konnte, versprach aber, in Zukunft bei sich bietender Gelegenheit gewiß „seines gütigen Anerbietens" zu gedenken. Dagegen stellte er auf seinen Wunsch ihm folgendes Attest aus:

Der Herr H. W. Wackernagel hat in den Jahren 1826 und 1827 unter meiner nähern Aufsicht eine Abschrift des Sachsenspiegels und anderer deutscher Rechtsbücher aus einem Görlitzer Codex für die hiesige königl. Bibliothek verfertigt. Er hat dieses Geschäft nicht nur überhaupt mit Fleiß und Genauigkeit ausgeführt, sondern dabey auch eine vollkommene Bekanntschaft mit der mittelalterlichen Schrift, und große Einsicht in die altdeutsche Sprache selbst bewiesen. Dieses bezeuge ich hiemit der Pflicht und Wahrheit gemäß.

Berlin, den 3. Juny 1830.

Dr. C. G. Homeyer,
ordentlicher Professor der Rechte
an der hiesigen Universität.
(L. S.)

Wackernagel konnte mit diesem Zeugnisse Aufträge zu Copiaturarbeiten auch von Solchen erhalten, die ihn nicht näher kannten. Daneben unterstützten und beschäftigten ihn aber auch seine bisheriger Auftraggeber; für Lachmann hatte er vieles zu copieren, namentlich jetzt auch für Meusebach. Für letztern schrieb er im Mai 1831 das Antwerpener Liederbuch von 1544 ab; diese Abschrift, ein Quartband von 248 Blättern, steht heute ebenfalls in der kgl. Bibliothek zu Berlin, als Honorar für die Arbeit erhielt Wackernagel von Meusebach fünfzehn Thaler. Auf den Vorschlag Maßmanns, für Leopold Ranke die in München befindliche Handschrift des Fugger'schen Spiegels der Ehren, zwei große Foliobände umfassend, abzuschreiben und zu dem Behufe ein halbes Jahr in München zuzubringen, gieng er nicht ein. Aber im Uebrigen ruhte seine Feder nicht im Dienste Anderer, und es war gut, daß er dabei seinen Humor behauptete. Wie er dies that, zeigt seine am 30. Januar 1832, bei Gelegenheit seines Wohnungswechsels an Lachmann und Meusebach verschickte Anzeige:

Einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicus Ordinarius beehre ich mich hiemit ergebenst anzuzeigen, daß ich vom morgenden Tage an sieben Häuser von mir wohnen werde. Bei dieser Gelegenheit verfehle ich nicht, mich auf's neue zur Anfertigung von Correcturen, Abschriften, Uebersetzungen u. dgl. gehorsamst zu empfehlen, und werde es mir auch in meiner neuen Wohnung angelegen sein lassen, durch prompte und reelle Bedienung die schmeichelhafte Zufriedenheit eines resp. Publicus zu erwerben. Jedoch erlaube ich mir zugleich zu bemerken, daß die mit dem Umzug verbundene Unruhe es unumgänglich nothwendig macht, während des 31. Januars und

1. Februars den Betrieb meines Gewerbes auszusetzen Vom 2. Februar an werde ich jedoch jeder Zeit bereit seyn, die geehrten Aufträge entgegenzunehmen.

Berlin,
den 30. Januar 1832.

Wilh. Wackernagel,
vom 31. Januar an Markgrafenstr. Nr. 27,
eine Treppe hoch wohnhaft.

Neben das Abschreiben trat als weiterer Erwerbszweig für Wackernagel das Erteilen von Stunden. Er war zeitweise damit überhäuft; denn er gab Stunden in der deutschen, italienischen und englischen Sprache. Auch englische Uebersetzungen fertigte er, und Lachmann verwunderte sich, nie gemerkt zu haben, wie sehr Wackernagel die Kenntniß dieser Sprache besitze, aber mit seinen italienischen Kenntnissen habe er ihn freilich auch überrascht. Deutsche Stunden erteilte Wackernagel namentlich Ausländern und zum Teil auch Schauspielern. Bei letztern Stunden kam er mit Eduard Devrient in nähere Berührung, der ihm einen seiner jüngern Bekannten, den Schauspieler Hoppe, zum Erteilen einiger literarischer Politur in vier wöchentlichen Stunden übergeben hatte; es handelte sich um etwas Geschichte, besonders aber um deutsche Sprach- und Stilübungen, Lesen und Erläutern von Dichtern u. dgl.; die Stunde wurde mit 12 ggr. bezahlt.

Das Copieren, das Stundengeben, das Corrigieren und Uebersetzen, ab und zu das Ausarbeiten von Recensionen bot aber Wackernagel bei aller Mühe nur einen bescheidenen Erwerb, und es waren darum seine Geschwister, so wenig Ueberfluß sie selbst besaßen, doch oft genöthigt, ihm zu helfen und

zu geben, damit er in seiner Armuth nicht allzugroßen Mangel leide. Auch Freunde, wie z. B. Lachmann, scheinen ihn mit Geld unterstützt zu haben.

So wenig Erlös aber diese Erwerbsarbeiten brachten, so viele Zeit nahmen sie doch in Anspruch und konnten wohl alle Frische des Geistes auch für die Stunden rauben, in denen sie selbst ruhten. Um so erstaunlicher ist es, wie großes Wackernagel in dieser Zeit auf dem Gebiete seiner eigenen Arbeiten noch zu leisten im Stande war. Der Umkreis seiner Studien, die Fülle seiner Kenntnisse wuchs und griff immer weiter um sich. Wie er auf dem Felde seiner germanistischen Wissenschaft immer heimischer wurde, so faßte er auch festen Fuß auf dem angrenzenden Gebiete der romanischen Sprachen und Literaturen. Es lagen hier wohl Anregungen seines Freundes Witte zu Grunde, und in Verbindung damit stand, daß er die genaueste Bekanntschaft mit den antiken, namentlich den lateinischen Autoren sich aus den Schüler- und Studentenjahren bewahrt und durch fortgesetztes Studium befestigt hatte.

Er fühlte in sich die Kraft, das Umfassendste und das Mannigfaltigste zu leisten, er bildete Plan über Plan, aber er fühlte auch die Unmöglichkeit, sie auszuführen. Er besaß nicht die hinreichenden Mittel und dadurch auch nicht die hinreichende Muße, er fand keine willigen Verleger; sonst traute er sich zu, Buch auf Buch zu schreiben, „und es sollte etwas darin stehen". Jetzt konnte er nur kleinere, minder wichtige Werke edieren, und im übrigen mußte er sich damit begnügen, nicht als Herausgeber und nur als stiller Gelehrter zu arbeiten, zu forschen, zu beobachten und zu sammeln.

Von von der Hagens Einfluß hatte er sich völlig befreit; es war nun Lachmann, dem er sich rückhaltlos hingab, dessen Führerschaft und Freundschaft der erfreulichste Teil seines Lebens war. Er trat nun immer mehr aus der Stellung des Schülers in diejenige des gleichgeachteten Genossen empor; namentlich bei der Ausgabe der Dichtungen Wolframs von Eschenbach war Wackernagel für Lachmann ein treuer und hilfreicher Mitarbeiter, der manche schöne Verbesserung und viele willkommene Erinnerungen anbrachte und die Correctur des Druckes besorgte; Lachmann legt dafür in der Vorrede des Buches dankbar ehrendes Zeugniß ab. Auch für die neue Ausgabe der Nibelungen war Wackernagel dem Meister behilflich durch textkritische Beiträge; er hätte hier, wie auch beim Wolfram, an Lachmanns Arbeit ein Wörterbuch anschließen sollen, was aber leider nie zu Stande kam.

Und so trat nun Wackernagel auch mit den Brüdern Grimm in Göttingen in ein immer engeres Verhältniß. Freilich ihr Verkehr war nur ein schriftlicher; denn er hatte die beiden hochverehrten Männer nie gesehen und beklagte es sehr, daß er vor Jahren, als er im thüringischen Walde auf hessischem Boden gestanden, nicht getrost zu ihnen nach Cassel gewandert sei; wann endlich ihm, der ohne ein Amt zu haben so unglücklich an Berlin gebunden sei, die Freude, sie zu sehen, zu Teil werde, wisse Gott. Um so herzlicher und inhaltsreicher waren die zwischen ihm und den Brüdern Grimm gewechselten Briefe: diejenigen Wackernagels, oft als Begleit einer seiner kleinen Publicationen dienend, gaben Mitteilungen über sein Leben und Treiben, über seine literarischen Pläne, brachten Beisteuern aus eigenen Sammlungen, enthielten Fragen und Bitten von mancherlei Art; Jacob Grimm, der zumeist im Namen der

Brüder ihm antwortete, gab Auskunft und Rath, beurteilte seine Arbeiten, und vergaß nie den herzlichsten Wunsch beizufügen, daß die Lage Wackernagels sich bald besser gestalten möge.

Durch Vermittelung der Brüder Grimm kam Wackernagel auch mit Benecke in Berührung, mit ihm beredete er sich über die Ausführung eines altdeutschen Wörterbuches und spendete ihm Beiträge zur Ausgabe des Iwein.

So stand er in vortrefflichen Verbindungen, in förderlichstem Umgange. Unter diesem Einflusse gediehen seine Arbeiten.

Die Arbeit, welche Wackernagel nach seiner Rückkehr von Breslau zuerst aufzunehmen gedachte, war ein mittelhochdeutsches Wörterbuch, und dieser Plan beschäftigte ihn lange in wechselnder Gestalt. Seine erste Absicht war gewesen, ein Handwörterbuch auszuarbeiten, „wie es sich diese Leute wünschen", nur über die gelesensten Werke, die Nibelungen, den Tristan, die Minnesinger, den Walther, den Parcival und den Iwein. Bald aber dachte er an eine weitere Ausdehnung des Werkes; Lachmann und Benecke riethen ihm dazu, eine ausführliche Arbeit zu liefern, außer den wichtigsten poetischen Werken auch die Rechtsquellen zu berücksichtigen; ein solches Buch fehle immer noch und sei ein dringendes Bedürfniß. Auch über die Art der Anlage desselben verhandelte Wackernagel mit Benecke. Letzterer hatte sich von ihm Bemerkungen zu seinem eigenen Iweinglossar erbeten; „vier Augen sehen mehr als zwey, auch wenn die zwey in einem Kopfe stecken wie der meinige, der den Iwein auswendig weiß". Wackernagel kam dem Wunsche gerne nach und sandte zahlreiche Bemerkungen, zur Freude Beneckes, der aus ihnen ersah, wie aufmerksam Wackernagel lese,

und wie fleißig er sammle, und wie er durch diese Eigenschaften zur Ausarbeitung eines mittelhochdeutschen Wörterbuches berufen sei. Nur müsse dasselbe, urteilte er, etymologisch eingerichtet sein, nicht alphabetisch, wie man Wörterbücher lebender Sprachen mit Recht einrichte. Letztere seien für das gemeine Leben, müssen dem oberflächlichen Gebrauche dienen; ein Wörterbuch der mittelhochdeutschen Sprache aber sei nur für den Gelehrten, nicht für das Sofa, die Wagentasche, das Comtor, die Bedientenstube; es solle bis zur ergründeten Tiefe führen, zur weitern Forschung anreizen. Wackernagel aber überzeugten diese Gründe nicht, und auch Lachmann wollte sie nicht anerkennen. Wackernagel fand, die Sprache sei zu jung und die Gesetze der Rechtschreibung seien zu einfach, um das etymologische Princip mit Grund und Glück an die Spitze stellen zu können. Wenn Schmeller es bei seinem bayerischen Idiotikon gethan habe und Graff es bei seinem althochdeutschen Sprachschatze thue, so müssen sie und können nicht anders: da sei das älteste Hochdeutsch, da seien bunt variierende Formen, da seien Laute, die sich kaum in eine alphabetische Folge bringen ließen.

Aber alle diese Vorbereitungen und Vorarbeiten zu einem Wörterbuche gelangten nie zu einem Abschlusse. Es war zuerst die Meinung Wackernagels und Hoffmanns gewesen, die Arbeit gemeinsam zu machen, als Weiterführung des in den Fundgruben erschienenen Glossars; durch ihre Entzweiung zerfiel auch dieser Plan, wurde aber später nach geschehener Versöhnung wieder aufgenommen und eifrig berathen: Hoffmann sollte seine Materialien in Breslau excerpieren, Wackernagel die seinigen in Berlin, dann sollte Hoffmann für einige Zeit zu dem Freunde kommen und mit ihm das ganze gleichmäßig durcharbeiten. Es geschah dies niemals; Hoffmann unternahm zu vieles anderes, um an die

ernstliche Ausführung jener Absicht gehen zu können; Wackernagel indessen sammelte und sammelte und glaubte fest an das Zustandekommen eines von ihm allein bearbeiteten großen lexicalischen Werkes, lehnte auch um dessen Willen den Vorschlag Hoffmanns ab, für eine mittelhochdeutsche Grammatik, welche dieser damals herauszugeben gedachte, ein kleines Handwörterbuch als Anhang beizusteuern. Aber es erging dem großen Werke wie den kleinern, den Glossaren zum Wolfram und zu den Nibelungen in Lachmanns Ausgabe: Wackernagel gelangte nie dazu, sie fertig zu stellen, und alle seine lexicographischen Studien jener Jahre fanden erst in späterer Zeit eine, wenn auch nur mittelbare, Verwerthung.

Neben dem Wörterbuche gedachte Wackernagel auch eine schon in Breslau begonene mittelhochdeutsche Syntax zum Abschlusse zu bringen; aber noch war er sehr im Zweifel, ob er auch das Althochdeutsche dazunehmen solle. Denn eine althochdeutsche Syntax werde immer ein sehr zerstückeltes Ansehen haben; es herrsche nicht vom achten bis zum elften Jahrhundert die Einheit der Regeln, die allerdings vom zwölften bis zum vierzehnten stattfinde; und es schien ihm fast leichter zu sein, eine mittelhochdeutsche Syntax auf Notker und Williram zu gründen, als die Syntax der letztern auf die des Otfrid. Auf keinen Fall aber wollte er eher Hand an's Werk legen, als bis der dritte Teil von J. Grimms Grammatik erschienen sei; an den ersten Bogen desselben, welche Lachmann besaß und ihm mitteilte, erbaute er sich schon jetzt.

Die Beschäftigung mit einem andern Werke Jacob Grimms, den schon im Jahre 1828 erschienenen Rechtsalterthümern, bot ihm den Anlaß zu einem neuen literarischen Plane. Er sammelte Nachträge zu den Rechtsalterthümern, neben andern

Quellen auch aus dem Gedichte von Helmbrecht dem Törper, von dem er sich als Student eine Abschrift gefertigt hatte, und sandte die Nachträge an Jacob Grimm, dem sie außerordentlich lieb waren, nicht bloß an sich und zum besten des Buches, sondern auch weil sie ihm erfreulich zeigten, mit welcher Teilnahme Wackernagel das Buch gelesen habe und mit welcher scharfen Genauigkeit er Hauptsache und Nebendinge zu nehmen pflege. Vor allem wichtig waren ihm die Auszüge aus Helmbrecht und Lemberslint, und er wunderte sich, daß das ganze Stück nicht längst gedruckt sei. Für Wackernagel waren diese Worte ein Anstoß zu eigener Leistung, und er nahm sich vor, eine Sammlung erzählender Gedichte herauszugeben, in welche vorab der Meier Helmbrecht kommen sollte. Aber auch Reinhart Fuchs sollte in dieselbe aufgenommen werden, und schon waren die Vorarbeiten über diesen Gegenstand und über das Thierepos überhaupt weit gediehen, ein schöner index fabularum zusammengebracht, als Wackernagel von der Absicht Jacob Grimms, den Reinhart selbst herauszugeben, hörte und nun ohne Säumen alle seine Materialien Grimm zur Verfügung stellte. Damit scheint er auch den Entschluß zu einer Ausgabe anderer erzählender Gedichte fallen gelassen zu haben.

Es ist fast schmerzlich zu beobachten, wie in diesen Jahren Wackernagel, voll Unternehmungsgeist, ungeduldig seine Kenntnisse auch öffentlich zu verwerthen, Plan nach Plan faßte und beinahe keinen auszuführen im Stande war. Hinderlich war gewiß vor allem seine beschränkte Lage, die ihn nicht dazu kommen ließ, nur den Studien zu leben; vielleicht wirkte auch mit, daß er vor der Ausführung breit angelegter Werke einige Scheu empfand und andrerseits, wo er eine solche unternommen hatte, über der schönen und gründlichen Ausarbeitung nicht so

bald zum Abschlusse gedeihen konnte. Um so werthvoller sind für uns diejenigen seiner Arbeiten, welche in dieser Zeit zur Veröffentlichung gelangten.

Im Februar 1831 erschien sein Büchlein:

Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock. XXIX. und 68 S. 8°.

Es beruhte zum Teil auf Studien, welche Wackernagel in Breslau getrieben hatte; Hoffmann hatte dort manches aus seinen Sammlungen dazu beigetragen, Witte war anregend und fördernd gewesen, und diesem ist es zugeeignet. Es hätte schon im Herbst 1830 herauskommen sollen, aber der Druck verzögerte sich so lang, daß Wackernagel dadurch Zeit gewann, eine ausführliche Vorrede „auszuspeculieren"; in derselben handelte er unter Beibringung zahlreicher Beispiele von einer eigenthümlichen Anordnung der Worte im Hexameter und Pentameter der Römer, dem syntactischen Parallelismus der beiden Hälften, in welche die Cäsur den Vers teilt. Im Texte selbst gab er eine vollständige Uebersicht aller Versuche, die man vor Klopstock anstellte, auch in deutscher Sprache Hexameter und Pentameter zu verfertigen. Es war dies eine wesentliche Förderung der Geschichte deutscher Poesie; denn wenn bis jetzt die Literarhistoriker das Vorkommen dieser Versarten nur als Curiosität behandelt und sich mit den Beispielen deutscher Hexameter von Konrad Geßner und Fischart begnügt hatten, so brachte nun Wackernagel aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts bis zum 15. Jahrhundert sehr viele und von der Mitte des 16. Jahrhunderts an beinahe aus jedem Jahrzehnte Beispiele, bis auf Gottsched, den Vater des deutschen Hexameters. Alle diese mit unverdrossenem Fleiße gesammelten Belege aber verband er durch Erläuterungen und Hinweisungen und weitere Ausführungen

in einzelnem; die Gewandtheit und fein ausgearbeitete Form der Darstellung schuf aus dem an sich bruchstückartigen und spröden Stoffe ein überaus anziehendes Ganzes.

Wackernagel hatte in diesem Büchlein gezeigt, wie wohl ausgerüstet an Kenntniß nicht nur der altdeutschen, sondern auch der spätern deutschen Literatur er war. Dennoch ruhte sein Hauptaugenmerk auf jener, und in derselben Zeit, in welcher er die Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters herausgab, sammelte er eifrig für eine vollständige und documentierte Geschichte der altdeutschen und mittelhochdeutschen Prosa, wobei er aber beklagen mußte, daß nicht alle Quellen ihm zugänglich seien. Er meinte, für dieses Werk sei zum wenigsten eine Reise nach München oder Wien nöthig. „Wer nur hin könnte!"

Es ist ersichtlich, wie die Studien Wackernagels immer noch denselben Mittelpunkt hatten. Aber ihr Kreis erweiterte sich. Wie schon im Hexameter und Pentameter eine eindringende Beschäftigung mit den Werken der antiken Literatur zu Tage tritt, so schenkte Wackernagel in dieser Zeit seine Aufmerksamkeit neben der deutschen Sprache in hohem Maße auch den alten Sprachen und in Verbindung damit den romanischen. Er gelangte hiebei zu Vergleichungen, an Hand welcher er aus der deutschen Grammatik Standpunkte gewann, die ihm für Betrachtung der alten und der romanischen Sprachen vorteilhaft, ja siegreich erschienen.

Ein Ergebniß solcher Arbeit war sein Aufsatz:

Ueber Conjugation und Wortbildung durch Ablaut im Deutschen, Griechischen und Lateinischen

1831 in Seebodes und Jahns neuen Jahrbüchern für Philologie

und Pädagogik erschienen. Dieser Aufsatz, an welchem Jacob Grimm große Freude hatte, zerfällt in acht Abschnitte (die deutschen starken Conjugationen, deutsche Wortbildung durch Ablaut, griechische Conjugation durch Ablaut, griechische Wortbildung durch Ablaut, lateinischer Umlaut, lateinische Reduplication, lateinischer Ablaut, Ergebnisse dieser Vergleichung für Formen- und Lautlehre), er zeigt, mit welcher Sicherheit Wackernagel auch in Forschungen der Laut- und Formenlehre sich auf dem Gebiete der alten Sprachen bewegte, und wie weit sein Blick auch über die Grenzen seines eigenen Faches hinüberreichte. Wenn er Otfried Müller hochachtete, weil dieser neben (und man könne, wie die übrigen Philologen seien, auch sagen: trotz) seiner großen antiken Gelehrsamkeit einen so großen Respect vor der durch die deutsche Grammatik begründeten Sprachforschung habe, so war er sich auch wohl bewußt, wie wenig förderlich seinem germanistischen Studium es wäre, wenn er alle eindringendere Beschäftigung mit den classischen Sprachen unterlassen wollte. Aber um so mehr freute es ihn, in jenem Aufsatze für die griechische und lateinische Conjugation und Wortbildung dieselben Regeln des Ablauts und eben dieselben Ablaute nachweisen zu können, welche im Deutschen gelten.

Die Abhandlung über den Ablaut sollte in verbesserter und vermehrter Gestalt Teil einer Sammlung bilden, die Wackernagel als horæ romanicæ herauszugeben gedachte, ein Seitenstück zu Hoffmanns horæ belgicæ. Denn er trug das Haupt voll Pläne, von denen nur sein Mißgeschick ihn keinen so schnell ausführen ließ, wie er sich wohl träumen mochte. Auch für diese horæ romanicæ war Anlage und Einteilung schon genau entworfen: an die Arbeit über den Ablaut sollte sich eine ähnliche über den Umlaut im Griechischen, Lateinischen und Deut-



Gezeichnet von Julius Hübner, 1833. Lichtdruck von E. Boesert, Basel.

schen anschließen; letztere wurde schon ausgearbeitet und im Februar 1833 als Teil einer Abhandlung über Albrechts des Kolbes Predigtsammlung durch Wackernagel in der deutschen Gesellschaft vorgetragen; daran sollte sich reihen ein Aufsatz über die Diphthongierungen in den romanischen Sprachen, eine Arbeit, bei welcher Wackernagels einzige Sorge war, Diez werde ihm in seinem grammatischen Werke den hier gethanen Fund vorwegnehmen; denn er müsse dies nothwendig thun; wenn seine Lehren ein rechtes Fundament haben sollten. Außerdem waren für die Horen in Aussicht genommen Abhandlungen noch einmal über den Parallelismus in den lateinischen Hexametern und Pentametern, über Tommasino von Zercläre, über italienische Volkspoesie, (im Februar 1831 „steckte Wackernagel tief in allen möglichen Volkspoesien, nördlichen und südlichen"), endlich kleinere mittellateinische Sachen. Dagegen wies Wackernagel den bei dieser Gelegenheit von Hoffmann geäußerten Gedanken, er solle eine Geschichte der mittellateinischen Poesie schreiben, entschieden von sich. „Das kostete Jahre und gäbe Quartanten; sind aber, wie die Sache und wie es mit mir steht, Jahre und Papier nicht besser anzuwenden als auf eine Literatur, in der Gutes so dünn, das Schlechte und Unnütze so dick gesäet ist?" Wackernagels Absicht war vielmehr, nur auf merkwürdige Einzelheiten, auf schöne oder sonst wichtige Gedichte bedacht zu sein, bedeutende neue Funde mitzuteilen, einzelne hauptsächliche Richtungen der Literatur (z. B. Fabeln, physiologi) zu ergründen, das Metrische u. dgl. darzustellen. „Der Gewinn einer Auslösung der einzelnen Teile ist augenscheinlich: wie wenig könnte ich z. B. mit den Beschwörungsformeln anfangen, wenn ich sie im Context eines größern systematischen Ganzen aufführte? Nehme ich sie besonders, so

darf ich mit dem besten Erfolg Griechenland und Rom, germanische und romanische Welt in die Darstellung hinein ziehen.“ —

Alles dies aber sollte nur den ersten Teil der projectierten horæ romanicæ bilden; für den zweiten bestimmte Wackernagel eine Abhandlung über den leoninischen Vers, eine über das Verhältniß der romanischen Syntax zur lateinischen und deutschen, und mehreres der Art. So vieles wollte er allein leisten; wie erfüllt war er vom frohen Bewußtsein seines Könnens, wie gerne versetzte er sich im Geiste in eine Lage, die ihm gestatten würde, mit weit aufgethanen Flügeln den Flug zu nehmen, nach dem er sich sehnte. „Wäre ich Professor, so nähme ich Urlaub, gienge nach Bonn, verzehrte dort, wo es besser zu leben ist als hier, mein Gehalt samt den außerordentlichen Unterstützungen, ließe mich von Schlegel in Sanskrit unterweisen und arbeitete so in aller Muße an meinen Büchern groß und klein, gäbe sie aber nur dem Buchhändler, der bereit wäre, das Manuscript mit Gold aufzuwiegen. Ob es für das mittelhochdeutsche Wörterbuch nöthig wäre, nicht bloß nach Wien und München, sondern auch nach Paris und Rom zu reisen, weiß ich noch nicht.“

Auf solchen Ikarusflug der Gedanken folgte unfehlbar der Groll und die Trauer über seine unglückliche Lage. Denn was war er, der so weitaussehende Pläne faßte und sich nicht zu schwach fühlte, sie auszuführen? Ein Privatgelehrter, der von Tage zu Tage sich durchschlagen mußte mit dem kargen Gelde, das er durch Stundengeben, durch Abschreiben, durch die Güte seiner Verwandten erhielt. Er war immer noch nichts, noch immer derselbe Vogel ohne Ast, wenigstens auf keinem grünen, wie schon vor Jahren. Er war kein Beamter, nicht einmal

ein abgesetzter, wie Simrock, kein Betitelter; denn selbst der Doctortitel mangelte ihm noch. Er hatte früher die großen Summen, die zu Erlangung dieser Würde nöthig waren, nicht erschwingen können, und jetzt „fühlte er sich über die Jahre hinaus, wo er sich die üblichen Spiegelfechtereien hätte gefallen lassen, und zu stolz, um etwa zu Herrn von der Hagen noch in ein Examinandenverhältniß zu treten."

In dieser Lage lebte Wackernagel seit seinem 24. Jahre in Berlin; und doch war sein Leben kein trübes, geschweige ein trauriges. Vielmehr zeigen uns diese Jahre in Wackernagel das Bild eines Mannes, der zwar nicht mit vollkommenem Gleichmuth der Seele, sondern mit wechselnden und starken Empfindungen, aber doch mit unwandelbarem Gottvertrauen seine Lage erträgt; eines Mannes, der nun, nachdem sein ganzes Wesen in angestrengter Arbeit und mannigfaltiger Erfahrung völlig gereift ist, Früchte um Früchte zeitigt; eines Mannes, der durch alle Enttäuschungen hindurch Kopf und Herz muthig und frei und warm behalten hat, so daß sein Leben auch jetzt wieder als ein reiches und schönbewegtes sich darstellt.

Dieser Gereiftheit seines Innern entsprach das mächtige und kraftvolle der äußern Bildung: Wackernagel war hochgewachsen, nicht schlank und biegsam, sondern von gedrungenem Baue, immer stolz emporgerichtet, mit dem blonden gelockten Haare die Gestalt eines echten Deutschen, wie ihn die Dichter der alten Heldenzeit schildern. Sein Portrait, welches Julius Hübner im Frühjahr 1833 so schön zeichnete, zeigt den tiefen Ernst, der ihm eigen war; nur in den Augen ruht warmes

Gefühl und um die kecken Linien des Mundes Spott und Stolz; es ist ein schönes Angesicht mit wunderbarer Mischung von Strenge und weicher Schwermuth und dichterischem Versunkensein.

„Dichterisches Versunkensein.“ Es ist vor allem der Dichter, den dieses Bildniß Wackernagels uns zeigt. In den stillen arbeitsvollen Zeiten, die auf das Breslauer Jahr folgten, ruhte auch seine Dichtung nicht, aber sie gewann einen neuen Klang.

Wackernagels Gedichte aus dieser Periode seines Lebens sind reich an Zahl; aber nicht alle derselben gelangten zur Veröffentlichung und die veröffentlichten nicht alle damals. Eigene selbständige Liedersammlungen gab Wackernagel zunächst nicht mehr heraus; er hatte nur einmal diese Absicht gehabt, im Januar 1832, aber Gubitz lehnte es ab, den Verlag zu übernehmen. So erschienen denn diejenigen seiner Gedichte, die er der Welt mitteilen wollte, in den Musenalmanachen und in den schweizerischen Alpenrosen; aber es ist bei der seitdem während mehrerer Jahre ununterbrochen andauernden Publication von Gedichten Wackernagels in solchen Sammlungen nicht mehr möglich nachzuweisen, welche Gedichte außer den im Berliner Musenalmanach 1831, in den deutschen Musenalmanachen 1832 und 1833 und in den schweizerischen Alpenrosen 1832 und 1833 gedruckten Stücken noch diesen Jahren angehören. Manche der damals entstandenen Lieder sind erst später in die eigenen Sammlungen der Neuern Gedichte 1842, der Zeitgedichte 1843, und des Weinbüchleins 1845 aufgenommen worden.

Der Rahmen, den diese Dichtung ausfüllt, ist im allgemeinen derselbe geblieben; nur in vereinzelten Klängen kündigt sich schon jetzt eine Poesie an, welche Wackernagel in folgenden Zeiten gerne geübt hat, eine Poesie, in welcher der Dichter über die Schranken seiner Persönlichkeit hinaustritt und Gegen=

stände berührt, die sich ihm nicht von selbst darbieten, sondern von ihm müssen aufgesucht werden. Als Lieder dieser Art können aus jener Zeit Wackernagels Gedichte „Kaiser Rudolf,“ „Jarl Iron und Isolde“ und einige „Zeitgedichte“ genannt werden.

Aber auch die Formen der Dichtung haben sich nicht wesentlich verändert, kaum vermehrt, eher vermindert und vereinfacht. Nur eine neue Form tritt jetzt auf, nicht zuerst nur bei Wackernagel, sondern jetzt zuerst wohl auch in der neuern deutschen Lyrik überhaupt: die Form der Tenzone. Wackernagel und Simrock erweckten diese mit eigenthümlichem Reize begabte Art dichterischer Behandlung, bei welcher über die mannigfaltigsten Gegenstände in Strophen und Gegenstrophen scherzend gestritten wird, in Nachahmung der provençalischen Dichter zu neuem anmuthigem Leben; schon vor des erstern Abgang nach Breslau hatten sie sich damit beschäftigt, wie die in der Staffette veröffentlichten Tenzonenfragen zeigen. Jetzt übten sie sich gerne und häufig in dem heitern Kampfe, wobei Tag um Tag die Strophe des einen Streiters der des andern zu antworten hatte; Franz Kugler nahm an diesen Turnieren Teil, Chamisso und Gustav Schwab walteten des schiedsrichterlichen Amtes.

In natürlicher Weise zeigte sich auch in allen diesen Gedichten wiederum, wie mit dem ganzen innern Leben Wackernagels seine Dichtung die Entwickelung teilte, wie in dem Maße, in welchem sein Wesen noch fester und ernster geworden als zuvor, auch jene dieses Gepräge erhielt. Sie löste sich allmählig los von der Art romantischer Poesie, die in den Gedichten eines fahrenden Schülers und noch in den Proben wirksam war, in den späteren Liedern der Breslauer Zeit aber nach und nach verklang. In der ersten Jugend Wackernagels waren Tieck und Arnim seine Lieblinge gewesen, in Breslau war er

Göthes Dichtkunst näher getreten, und von da an hat auch seine Poesie eine freiere Klarheit und Sicherheit angenommen; wenn sie auch die eigenartige Schönheit einbüßte, welche der duftigen Unbestimmtheit von Auffassung und Ausdruck in den früheren Gedichten innewohnte, wenn sie vielleicht an äußerlicher Wärme, an melodischem Zauber verlor, so gewann sie um so mehr an Kraft und Tiefe des dichterischen Denkens und Erfassens, an vollendeter Anmuth der klar dahinfließenden Rede, an mächtiger Eindringlichkeit.

Aber der Grundton, der durch die meisten dieser Gedichte, namentlich auch durch diejenigen des liederreichen Jahres 1832, hindurchklingt, ist der Ton der Trauer. Klage über Verlorenes, Schmerz des Entbehrens, bittere Verzweiflung werden hier in der ergreifendsten Weise laut. Abel Burckhardt in Basel las solche Lieder mit dem Gefühle tiefen Mitleidens, tiefer Wehmuth; er hätte dem geliebten Freunde so gerne als Entgegnung gleich wahre und tiefe Ergüsse aus einer andern Welt, aus einem neuen Himmel und einer neuen Erde schicken mögen. „Ich wollte — und konnte es nicht. Aber Wilhelm, glaube mir, es ist für den, der die Augen nach einem Orte wendet, bei dem wir oft lang vorübergehen, nicht so wie Du in jedem Deiner Lieder sagst. Dort blühet das welkgewordene Herz wie ein Auferstandener wieder auf, dort findet der Vogel ein Nest das ihm kein Herbst verwüstet, dort wird der Schatten Gottes mehr als ein Schatten; denn im Tempel des Allerheiligsten ist Licht und Wahrheit! — Sieh! wenn mir Alles vergeht und ich an mir selber verzweifle, so denk ich: es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein. Wo es aber erstirbt, so wird es aufgenommen von Ihm in ein neues reiches Leben und es bringt dann viele Früchte.

— O Du edler Wilhelm! daß Du Ihn kenntest, nur so wie ich; wie viel besser würdest Du Ihn ehren und Ihm danken! Gott weiß, daß ich das aus guter Meinung schreibe."

Als Wackernagel im Frühling 1830 wieder nach Berlin heimkehrte, fand er noch die Meisten derjenigen, die ihm einst hier in Liebe nahe gestanden waren. Nur sein vertrautester Freund, sein Fröhlich, weilte nicht mehr in Berlin; kurz vor Wackernagels Rückkunft war er in seine Heimath, nach Arau verreist, wohin er als Musikdirector war berufen worden. Wilhelm Buchholz lebte noch in Potsdam und wurde oft von Wackernagel aufgesucht; auch einige der Breslauer Freunde trafen hier wieder mit diesem zusammen: Hoffmann, zum ersten Mal im September 1830, da denn durch Lachmanns und Meusebachs Vermittlung eine Versöhnung zu Stande kam, — Runge, der sich in Oranienburg niedergelassen hatte, und hier eine chemische Fabrik betrieb, — Schall, der für einige Monate nach Berlin kam, um einen in der Lotterie gezogenen Gewinn auf seine Weise durchzubringen, — Lewald auf der Durchreise u. A.

Wackernagels Bruder Philipp, mit dem er vor der Abreise nach Breslau viel verkehrt, ja zeitweise die Wohnung geteilt hatte, lebte nun nach seiner Verheirathung mit der lieblichen Auguste Harleß an eigenem Herde. Seine Wohnung an der Köpenickerstraße, gastlich geöffnet für eine schöne geistige Geselligkeit, war der Ort, wo Wackernagel manchen Abend verbrachte. Dieses Haus und das Haus der andern Geschwister, des trefflichen Peters und seiner Luise, waren dazu angethan, in dem einsam stehenden Wackernagel das Gefühl einer Heimath zu wecken.

Neben alle dem that sich nun aber für ihn ein neuer Kreis von Freunden und Bekannten auf, in dem er diese Jahre hindurch zumeist verkehrte. Es war ein reicher Kreis, Männer von mancherlei Geist und Gaben darunter, und nur wenige dabei, die nicht in dieser oder jener Richtung, damals schon oder erst später, Nachhaltiges geleistet und allgemeine Bedeutung gewonnen haben. Es gehört mit zum Bilde jener Jahre, daß Wackernagel nur mit geistig Hervorragenden verkehrte, und es ist nicht Täuschung, als ob nur diese vor den Andern, die nicht genannt werden, hervortreten, sondern Thatsache, weil er nur solchen Umgang wünschte und weil sein Umgang nur von Solchen gesucht und nur von Solchen auch ertragen wurde. Denn er, der scharf und herb allem Unwahren und Halben und Geringen entgegentrat, „ein Nagel, dreikantig, scharf und spitz", wie ihn Simrock in Wieland dem Schmiede schildert, mochte auch keinen in seiner Nähe dulden, der nicht durch inneren Werth des Geschenks seiner Liebe und Anhänglichkeit würdig war. Zahlreich waren seine Freunde überhaupt nicht, weil er schon durch seine Lage ein mehr abgeschlossenes Leben führen mußte. Auch hatte er zu vieles und zu mancherlei erfahren, um gegen Jedermann vertraulich und umgänglich zu erscheinen; sein Charakter hatte etwas herbes und zuweilen starres, aber Lachmann fand, gerade deshalb sei er streng gewissenhaft und von allem Leichtsinn weit entfernt, so daß er durchaus Achtung sogleich erwerbe und auch Liebe mit der Zeit.

Robert Reinick, der schon 1825 nach Berlin gekommen war, um sich hier unter Begas als Maler auszubilden, scheint mit Wackernagel erst in diesen Jahren in nähere Berührung gekommen zu sein; sein Name im Kreise der Freunde war Roderigo Vespucci; 1831 ging er nach Düsseldorf und zeichnete zuvor

Wackernagels Bildniß. In ähnlicher Weise trat Franz Kugler, mit Wackernagel vielleicht schon früher bekannt, diesem erst jetzt näher. Ein wunderbar vielseitiger Mensch, wie Reinick Künstler und Dichter, daneben jetzt auch ernstern Studien ergeben, war er ein schätzbarer Genosse und zu mannigfach bewegtem Verkehre geeignet; er nahm an Wackernagels und Simrocks Tenzonenkämpfen Teil, mit diesen beiden auch an dem Liederhefte, das zu Chamissos Ehren und zu dessen einundfünfzigstem Geburtstage, 27. Januar 1832, gedruckt wurde.

August Kopisch kam erst 1831 nach Berlin, von Breslau her, wo er einige Zeit nach der Rückkehr aus Italien gelebt hatte; er brachte Grüße von Hoffmann an Wackernagel, und so entspann sich sofort zwischen ihnen ein Verkehr, der bald zu freundschaftlicher Vertrautheit gedieh.

Wackernagel lernte jetzt auch den ehrwürdigen Heim kennen; fünfundachzigjährig hatte dieser seine gesegnete ärztliche Praxis aufgegeben, und Wackernagel, der durch Homeyers Vermittlung mit ihm bekannt geworden war, las an manchem Abende dem Greise vor.

Am 27. Mai 1830 trat Wackernagel in die Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache ein, welche vor fünfzehn Jahren Jahn, Zeune u. A. gestiftet hatten; hier stand von der Hagen in vollem Ansehen, Graff, Zeune u. A. waren tonangebend, und Wackernagel sah sich oft in die Lage gebracht, für Lachmann einzutreten.

Am 29. October 1831 wurde er Mitglied des Vereins der jüngern Künstler zu Berlin, am 18. Januar 1833 Mitglied der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin.

Vor allen seinen Freunden in diesen Jahren tritt aber Karl Simrock hervor; die Liebe, die Wackernagel mit ihm verband, kann jener verglichen werden, die vor der Abreise nach Breslau den Umgang mit Theodor Fröhlich zu einem so reich beglückten gemacht hatte. Und doch war das Verhältniß ein anderes: Wackernagel war ernster geworden, und Simrock war kein Theodor Fröhlich; ihm fehlte dessen Weichheit, dessen stürmische Begeisterung, aber er überragte ihn an Kenntnissen und an Schärfe des Geistes. Fröhlich war Lyriker durch und durch, Simrock vor allem Epiker und nicht selten Satyriker. Dennoch schenkte erst das Leben mit ihm Wackernagel wieder all die Süßigkeiten der Freundschaft, die er seit dem Abschiede von Fröhlich hatte entbehren müssen.

Karl Simrock aus Bonn war um vier Jahre älter als Wackernagel. 1826 hatte er in Berlin sein juristisches Examen bestanden und hier auch eine Anstellung als Referendar am Kammergerichte gefunden. Neben den Arbeiten seines Faches aber beschäftigte er sich schon damals mit der ältern deutschen Sprache und Literatur. 1827 erschien die erste seiner zahlreichen Uebersetzungen altdeutscher Gedichte, die Uebertragung des Nibelungenliedes. Seit seinem einundzwanzigsten Jahre trat er auch mit eigenen dichterischen Schöpfungen an die Oeffentlichkeit.

In jener Zeit lernte er Wackernagel kennen; doch wurde der freundschaftliche Verkehr durch des letztern Abreise nach Breslau unterbrochen. Als dieser von hier nach Berlin zurückkehrte, fand er Simrock noch in gleicher Stellung; nun schlossen sich die Freunde immer fester aneinander an, und unter Wackernagels Einflusse wendete sich Simrock in erhöhtem Maße den altdeutschen Studien zu; seine damals erschienene Uebersetzung des armen Heinrich wurde durch den Freund in der Hallischen

Literaturzeitung eingehend besprochen. Daneben trat er den ausländischen Literaturen näher: er behandelte die Quellen des Shakespeare, die Novellen der Italiener; auch auf diesen Gebieten war ihm Wackernagels Teilnahme förderlich. Alle diese neben den Geschäften des Referendars betriebenen Studien erhielten bald durch einen unvorhergesehenen Fall ihre erhöhte Bedeutung. Simrock dichtete auf die Pariser Julirevolution das Lied „Drei Tage und drei Farben"; er redete darin von Befreiung des Volkes, und das war genug, ihn als Revolutionär erscheinen zu lassen. Er wurde im August 1830 plötzlich aus seinem Amte entlassen. So überraschend und schmerzlich ihm dieser Schlag war, verletzte er ihn doch nicht allzu tief: äußerlich unabhängig wie er war, fühlte er sich nun auch innerlich frei, um seinen literarischen Neigungen völlig leben zu können; mit verdoppeltem Eifer warf er sich auf das Studium der altdeutschen Dichter und begann eine Uebersetzung der Lieder Walthers von der Vogelweide.

Simrock war eine bewegliche flüssige Natur, leicht producierend, geistreich, witzig und in der Wahl der Mittel seines Witzes oft unbekümmert, ein ächter Rheinländer, dabei in behaglichen ökonomischen Verhältnissen lebend. So verschieden also in mancherlei Betracht er von Wackernagel war, so innig und vertraut war ihr Verkehr, der in reichem Wechsel ernstes und heiteres, eigenes und fremdes, altes und neues berührte, und die schönsten Denkmäler dieses Verkehrs sind ihre Tenzonen. Kunst und Amt, Schwert und Feder, Wein, Weib und Gesang, vom guten und schlechten Wetter, sind Gegenstände, welche die beiden Freunde, zum Teil mit Franz Kugler zusammen, in der anmuthvollsten Form des Liederstreites behandelten. Zu dem eigenen Schaffen aber trat bei beiden auch die Beur-

teilung fremder Schöpfungen; denn sie beide liebten und übten gerne Kritik und besaßen wahrlich genug des Salzes; mit Spott und selbstbewußtem Hohne behandelten sie oft unter sich, was in neuen literarischen Dingen ihnen schlecht und lächerlich erschien; da war selbst Chamisso für keinen Tadel und für keinen Witz unerreichbar, von den übrigen Sängern des Musenalmanachs zu geschweigen.

Es tritt in diesen Jahren deutlich zu Tage, wie, wohl schon als Folge eigener Entwickelung, dann aber sicherlich auch unter Simrocks Einflusse, das Urteil Wackernagels über alles, was außer ihm lag, immer unbekümmerter wurde, wie seine Geistesrichtung alle Befangenheit abstreifte. Daß er ja schon in früheren Jahren mit keckem Muthe handeln und tadeln und kritisieren konnte, zeigen seine Gedichte wider Saphir, seine Theaterrecensionen, manche Aeußerungen seiner Schriften und gegen Freunde. Aber diese Gesinnungen waren doch in gewissem Maße eingeschränkt geblieben durch den Glauben an mancherlei Autoritäten auf geistigem wie auf politischem Gebiete. Davon hatten ihn wachsende Erkenntniß, wachsendes Selbstgefühl, der Unmuth über seine gehinderte Lage, jetzt auch der Verkehr mit Simrock völlig befreit. Er stand nun ohne Scheu, im Vertrauen auf sich selbst aufrecht und schien über alles, was ihn umgab, hinwegzublicken.

Durch Simrocks Vermittelung trat Wackernagel nun auch in die literarische oder Mittwochsgesellschaft ein und damit in den eigentlichen Mittelpunkt und Sammelpunkt des damaligen literarischen ästhetisch kritischen Berlins. Der als Freund E. T. A. Hoffmanns bekannte, als Förderer manches aufstrebenden Talentes um die Literatur verdiente Julius Eduard Hitzig, Director der Unter-

suchungsbebehörde beim Kammergericht, hatte im Jahr 1824 mit Chamisso, Häring, Holtei, Streckfuß, Varnhagen u. A. diese Gesellschaft gegründet und durch sie dem geistigen Leben Berlins eine neue Bewegung verliehen. Im Kreise dieser Gesellschaft, die sich allwöchentlich, erst Mittwochs, später Montags Abends im englischen Hofe versammelte, trafen sich die alten und die jungen Dichter, die Schriftsteller und die Kritiker; in der Regel und dem bei der Stiftung aufgestellten Grundsatze gemäß wurden nur fremde Productionen gelesen und beurteilt, ausnahmsweise aber auch solche von Mitgliedern. Dies namentlich an Gedenktagen, wie Göthes Geburtstag, wo dann in geheimer Abstimmung dem besterfundenen der nach Aufforderung des Präsidenten eingelieferten Gedichte der Preis zuerkannt wurde.

Wackernagel war in den Abenden dieser Gesellschaft, die er Dichterlesehörgesellschaft zu nennen liebte, als Simrocks oder Holteis Gast öfters anwesend gewesen; er hatte sich noch gescheut, um Aufnahme nachzusuchen, erst Ende December 1831 that er dies und wurde sofort und mit Freuden aufgenommen. Mit Eifer nahm er nun am Leben der Gesellschaft Anteil, und ein neuer Kreis bedeutender Männer erschloß sich ihm dadurch zu vertraulicherem Umgange. Hitzig war Vorsteher der Gesellschaft, Chamisso ihr gefeiertes geistiges Haupt, Wilhelm Neumann, Karl Streckfuß, August Zeune, Karl von Holtei, Simrock saßen damals im Vorstande. Nun kam Wackernagel auch mit Ernst Raupach in Berührung, mit Franz von Gaudy, mit Wilibald Alexis, mit Joseph von Eichendorff. Letztern, der 1831 als Rath des Cultusministeriums nach Berlin war versetzt worden, sah er auch außerhalb der Mittwochsgesellschaft öfters als Gast in Philipp Wackernagels Hause, und der freundliche Mann nahm anf einem Ergehen Anteil; er bemühte sich freilich erfolglos,

ihm an einer Bibliothek eine Stelle zu verschaffen. Holtei war Secretär der Gesellschaft und führte in ihr das große Wort; ihn hatte Wackernagel vielleicht schon in Breslau vorübergehend gesehen, hier in Berlin wurden sie gute Bekannte.

Ein Verhältniß eigenthümlicher Art verband Wackernagel mit Adalbert von Chamisso. Er liebte und verehrte in ihm den edeln guten milden Menschen, jedoch er hielt ihn nicht hoch als Dichter in seinen damaligen Schöpfungen. Schönstes Zeugniß jener Ehrfurcht sind die Lieder, die er Chamisso zu seinem einundfünfzigsten Geburtstage widmete; aber die Vergötterung, die diesem in der Mittwochsgesellschaft, namentlich durch Hitzig und Holtei, zu Teil wurde, brachte ihn oft in hellen Zorn. Als Simrock Berlin verließ, wurde Wackernagel von Chamisso dazu erwählt, ihm an Simrocks Stelle nun als „Recensent und Leibcriticus" zu dienen, für Begutachtung und Berichtigung des deutschen Ausdruckes in seinen Gedichten, dessen Chamisso niemals sicher war. So bekam Wackernagel vor aller andern Welt seine poetischen Productionen zu sehen und zu hören, und er versäumte selten, dem Freunde Simrock seine Meinung darüber nach Bonn mitzuteilen; viele dieser Urteile enthalten nicht allein Tadel, sondern völlige Geringachtung der damaligen Dichtungen Chamissos.

♣

Anfangs Juni 1832 mußte Simrock plötzlich nach Hause reisen, weil sein Vater schwer erkrankt war; aber als er in Bonn ankam, stand das Kreuz schon vor der Thüre, der Vater war gestorben. Simrock wollte nur wenige Tage in der Heimath bleiben und dann sofort wieder nach Berlin zurückkehren, wo der angefangene Commentar zu seiner Uebersetzung Walthers

fortgeführt und abgeschlossen werden mußte. Aber bald sah er, daß sein Aufenthalt in Bonn noch geraume Zeit dauern werde: die Teilung des Erbes verursachte viele Arbeit, und er als Jurist hatte sie zu thun. Er sah ein, vorderhand zu Hause ausharren zu müssen, so wenig erträglich er das Leben hier fand, so beschränkt und geistlos ihm alle Verhältnisse, Bestrebungen und Menschen hier vorkamen. Um so eher wünschte er, bald in den Besitz aller seiner in Berlin zurückgelassenen Habseligkeiten, vor allem seiner umfangreichen Bibliothek, zu gelangen. Er bat seine Freunde, Wackernagel und Julius Curtius, ihm dies zu besorgen, seine mancherlei Effecten zu packen, ausgeliehene Bücher einzufordern, Guthaben einzutreiben und Schulden zu zahlen. Damit dies mühsame Geschäft besser von Statten gehe, mögen sie sich durch eine Fiction helfen. „Bildet Euch ein, ich sei gestorben und ihr regulirtet meinen Nachlaß. Die Leichenwäsche besorge ich selbst, auch werde ich Sorge tragen, die Eingeweide mit gutem Vorgebirger, Michelshofer und andern trinkbaren Weinen, z. B. Aarweiler, auszuwaschen. Es wird auch nicht nöthig sein, meine Bücher zu verkaufen, höchstens den Schund; denn, um die Freizügigkeit meines Nachlasses zu bewirken und etwaigen Arrestgesuchen der Nachlaßgläubiger zu begegnen, werde ich die nöthigen Capitalien zu ihrer Befriediguug Euch übermachen. Es fragt sich nur, ob es nicht zu viel gefordert ist, daß ihr für einen Lebendigen thun sollt, was ihr für einen Todten aus Neigung für Todtes gethan habt, — aber über alle diese Bedenklichkeiten hilft die Fiction meines Todes hinweg." So scherzte Simrock; aber wenn ihn das Heimweh nach Berlin erfaßte, meinte er auch ohne Fiction todt zu sein, weil er seine Freunde vermißte, und das Unglück sei nur, daß er seinen Tod überlebt habe. Indeß mit der

Zeit, als in den schönen Sommermonaten aller Zauber des Rheins ihm sich wieder erschloß, kam er auf andere Anschauungen und fand den Gedanken unerträglich, aus diesem Paradiese wieder in die Sandwüste Berlins versetzt zu werden; dort habe er im Grunde doch nur ein papierenes Leben geführt. Der einzige wesentliche Vorzug Berlins vor Bonn sei, daß Wackernagel dort Carlsstraße 29 wohne; darum solle auch dieser nach Bonn kommen und da bei ihm wohnen; ihm wäre die Rheinluft zuträglich und das rheinische Leben noch mehr.

Wackernagel wäre von Herzen gerne der Einladung gefolgt, Simrocks wegen, seiner selbst wegen, des Rheines wegen; „ich wollt ich hätte Flügel und wär ein Vögelein!" Er fand, sein papierenes Leben fange nun erst an; den liebsten Freund, welchen täglich zu schauen ihm Freude und Erfrischung gewesen war, hatte er nicht mehr in seiner Nähe, und mit all den andern, Julius Curtius, Gruppe, Coppenhagen, die zu Simrocks Kreise gehört hatten, war wenig für ihn anzufangen; ihm graute, wenn er vor sich in den einsamen Herbst und Winter schaute. Er war fast immer zu Hause und gieng nur der literarischen Gesellschaften und des Künstlervereins wegen an wenigen Abenden aus.

Bei diesem arbeitsamen Leben fand er Muße genug, seiner Lage nachzusinnen; er hoffte und hoffte, daß wenigstens bis zum Frühjahr des nächsten Jahres sich irgend etwas entscheide, er entweder nach Bonn oder nach Quedlinburg gehe. Denn der Director des Gymnasiums an letzterem Orte hatte gleich verschiedenen schweizerischen Philologen wegen Wackernagels Ablautaufsatzes „eine Art Enthusiasmus" für ihn gefaßt und ihm vorgeschlagen, entweder flugs das Oberlehrerexamen zu machen und eine eben jetzt erledigte Lehrerstelle am dortigen

Gymasium anzunehmen oder doch wenn auch ohne Anstellung auf einige Monate hinzukommen und in aller Muße noch mehr derart auszuarbeiten. Wackernagel war der Meinung, daß er das erstere jedenfalls nicht, das letztere vielleicht thun werde. Andere Aussichten waren es, die er mit Friedrich Lewald erwog. Dieser und seine ganze Familie weilten, von einer Reise in Süddeutschland nach Breslau heimkehrend, einige Tage in Berlin, und Wackernagel war hoch erfreut, die liebevolle und liebenswürdige Genossenschaft wieder zu sehen; er schenkte ihr alle freie Zeit. Mit Lewald faßte er Pläne, die im Fall ihrer Erfüllung über sein ganzes zukünftiges Leben einen wichtigen alles ändernden Ausschlag geben sollten; worin sie bestanden, mochte er noch nicht mitteilen.

In diesem Sommer 1832 war die Cholera auf's neue in Berlin ausgebrochen, und auch Wackernagel drückte eine immerwährende Furcht vor dieser Krankheit. Zu Pfingsten ging er nach Potsdams, um in befreundeter Familie die Festtage zu verbringen, und er war glücklich dort. Aber die kühlen Gärten und Gewässer daselbst vergalten ihm mit einer vollständigen Cholerine, so daß er sich für mehrere Tage zu Bette legen mußte, was ihm seit seinen Kinderjahren nicht geschehen war. Auch nachher in Berlin noch litt er längere Zeit an den Nachwehen jenes Krankheitsanfalles, an Husten und Brustschmerzen.

Es war kein fröhliches Leben, das er seit Simrocks Abgange führte; eine düstre und muthlose Stimmung ergriff ihn immer mehr. Auch seine Geldverhältnisse befanden sich in arger Klemme, seitdem sein Stundenerwerb durch allerlei böse Umstände sich auf ein monatliches Einkommen von fünf Thalern beschränkt hatte. Und doch war er noch reich genug, um be-

stohlen zu werden; der 30. August war ein Tag, den er sich als schwarzen Tag merken wollte: Diebe waren in seine Wohnung gedrungen und hatten ihm den Kleiderschrank ausgeräumt und nur den alten grauen Mantel zurückgelassen, „der also sogar für Spitzbuben zu schlecht ist.“ Er konnte sagen „omnia mea mecum porto“; es war ihm nichts geblieben, als was er auf dem Leibe trug, und er mußte froh sein, daß sein Schwager Peters ihm mit eigenen Kleidern aushelfen konnte.

Da traf es ihn denn wie eine Botschaft der Erlösung, als ihn Theodor Fröhlich zu seiner Hochzeit nach Demerthin einlud. Fröhlich, seit drei Jahren schon Musikdirector in Aarau, hatte endlich errungen, wonach er schon so lange sich sehnte: er hatte sich mit Ida von Klitzing verlobt, und nun am 6. October sollte auf ihrem väterlichen Schlosse zu Demerthin in der Priegnitz die Hochzeit gefeiert werden. Fröhlichs Herz war schon in Demerthin gewesen, als er noch in namenloser Fröhlichkeit mit Wackernagel zu Berlin lebte; in den Briefen, die er diesem nach Breslau und später nach Berlin schrieb, hatte er immer von seiner Liebe geredet; nun durfte sein „herrlicher alter Freund“, sein „Bruderherz“ auch an dem seligen Feste nicht fehlen, er sollte als Freund, als Zeuge, als Brautführer dabei erscheinen, und daß er um so leichter komme, schickte ihm Fröhlich das nöthige viaticum. Am 3. October reiste Wackernagel mit der Hamburger Post von Berlin nach Kyritz und von hier andern Tags bis zum Demerthiner Schlosse; am 10. October kehrte er wieder zurück, aber die wenigen Tage waren für ihn voll Freude und Erquickung gewesen und blieben ihm auf lange Zeit eine Quelle heiterer und schöner Erinnerungen; er hatte in ein ihm bisher fremd gebliebenes Leben hineingeblickt und Erfahrungen gemacht, an die zu denken ihm

Freude bereitete; so, wenn er sich erinnerte, wie höchst angenehm es sich in einem alterthümlichen gethürmten und gegiebelten Schlosse so aus dem Vollen leben lasse, und z. B. wie ganz ergötzlich es sei, süßen Weines voll mit Wachskerzen auf silbernen Leuchtern Nachts die geräumige Wendeltreppe hinaufzustürmen. Auch die Entdeckung hatte er gemacht, daß der märkische und mecklenburgische Adel anfange, Vernunft anzunehmen, und vor Poesie und Gelehrsamkeit einen gewaltigen Respect habe. Mit diesen Herren war er auch auf die Jagd ausgezogen und hatte auf einer Fuchs- und Hasenhetze mit dem ersten Zielschusse seines Lebens einen Hasen wund, mit dem zweiten einen andern gleich todt geschossen. Aber der Höhepunkt seines Lebens in Demerthin war es doch gewesen, als im langen feierlichen Brautzuge, der mit Musik vorauf von dem Schlosse nach der Kirche sich bewegte, er und die Schönste von Allen als Brautführer dem jungen Paare voranwandelten. Er fand, es gebe nichts süßeres für einen Poeten und zugleich nichts ominöseres als solches; denn er reiste mit der Gewißheit nach Berlin zurück, die „edele schöne vrouwe“ in wenigen Wochen hier wiederzusehen, und zugleich mit der dringenden Einladung, nächstes Frühjahr wieder nach Demerthin zu kommen. Er wünschte beinahe, nicht hinreisen zu können, sonst werde noch Ernst daraus, was bis jetzt nur halber Scherz sei. Reiche Freiherren hätten doch nur so lange gegen den Poeten nichts, als er Poete bleibe.

Die Freude der Demerthiner Festtage war gerade zu rechter Zeit gekommen, um Wackernagel aus seinem tief eingewurzelten Mißmuth, der an Entkräftung grenzte, zu erwecken und ihn neu und frisch zu beleben. Lange schon war auch alle Poesie von ihm gewichen gewesen; aber kaum war er von Demerthin zurück, so war es als würde plötzlich eine lang

verstopfte Quelle geöffnet und sprudelte nun mit verdoppelter Kraft. Nicht daß es die Poesie der Freude gewesen wäre; meist war es nur die alte Trauer, die erst jetzt Worte fand.

Nachdem für Simrock alle seine Habe, namentlich seine fünfzehn Centner schwere Büchersammlung eingepackt und an ihn abgeschickt worden war, begann für Wackernagel eine andere Arbeit, der er sich ebenfalls für Simrock und auf dessen Bitte unterziehen mußte. Simrocks Uebersetzung der Gedichte Walthers von der Vogelweide war schon längere Zeit her vollendet; den dazu gehörigen Commentar hatte der Uebersetzer für das erste und zweite Buch schon ausgearbeitet und für das dritte begonnen, als ihn die Kunde von der Erkrankung seines Vaters plötzlich von aller Arbeit und von Berlin fort in die Heimath rief. Hier fühlte er bald die Unmöglichkeit, nach Berlin zurückzukehren, und die Unmöglichkeit auch, die Anmerkungen zum Walther zu Ende zu führen. Er war allzusehr von praktischen Geschäften in Anspruch genommen. So bat er denn Wackernagel, die Anmerkungen zum dritten Buche an seiner Statt zu schreiben. Schon zur Uebersetzung und besonders zu den Erläuterungen Simrocks hatte der Freund viel Schätzbares und Willkommenes beigesteuert; er schien und war in der That der geeignetste Mann, die begonnene Arbeit im gleichen Geiste zu vollenden. Aber doch überraschte ihn der Auftrag, und er fürchtete, es keinem zu Danke machen zu können: Simrock nicht; denn der werde vieles vermissen, vieles überflüssig finden und überall sehen, daß er es besser gemacht hätte; dem Publicum nicht, da er ihm namentlich all die Sachen nicht werde so hübsch vorzutragen wissen; endlich sich selbst nicht und sich am allerwenigsten. Immerhin nahm er Simrocks Vorschlag an,

aus Liebe zu diesem Freunde und aus Liebe zum Gegenstande. Er begann seine Arbeit am 2. Juli, mit einigem Zaudern und Zögern; bald aber war er mit desto mehr Freude, Lust und Eifer dahinter. Er konnte einige wenige Vorarbeiten Simrocks benützen und wünschte sehr, daß in der Vorrede des Buches dieser Umstand recht deutlich dargelegt würde; denn er wollte nicht fremde Weisheit als eigene vortragen, wie denn überhaupt das ganze Verhältniß seinem in solchen Dingen überaus zarten Sinne nicht behagte. Simrock mochte diesem Wunsche Wackernagels nicht folgen, mußte aber zugeben, daß dieser selbst in einer Anmerkung zur Vorrede die förderliche Vorarbeit Simrocks hervorhob; andrerseits wiederum wünschte Wackernagel, der die Hälfte der Erläuterungen zu liefern hatte, in dieser Eigenschaft auf dem Titel des Buches ausdrücklich genannt zu werden. Ueber diese Punkte fanden vielfache briefliche Erörterungen zwischen den Freunden statt, deren jeder bemüht war, des Andern Verdienst hervorzuheben und dabei doch das eigene Verdienst, sofern es wirklich vorhanden war, nicht über Gebühr zu verhüllen. Schon in kurzer Zeit, nachdem Wackernagel seine Arbeit begonnen hatte, begann auch der Druck; aber so bald jene abgeschlossen wurde, so ungebührlich lange zögerte nun der Drucker. Erst im November war das Buch endlich fertig.

Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von Karl Simrock und erläutert von Karl Simrock und Wilh. Wackernagel. 2 Bände. 8°.

Der zweite Band umfaßt die Lieder des Herrendienstes, und die zu diesen gegebenen Erläuterungen sind ausschließlich Wackernagels Arbeit, Erläuterungen zum kleinern Teile der Sprache und des Ausdrucks, zum größern Teile des Inhaltes. Einer Einleitung, die von den vier Perioden im Leben Walthers

und von der Folge seiner Töne handelt, reihen sich die Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten an.

Simrocks Commentar im ersten Bande mag denjenigen Wackernagels, wie dieser übrigens selbst anerkannte, an leichter Anmuth und Gefälligkeit der Darstellung übertreffen; es brachte dies schon die Natur der von ihm behandelten Lieder — Frauendienst und Gottesdienst — natürlich mit sich. Wackernagels Erläuterungen zum Herrendienste gehen schwereren Schrittes einher unter der Fülle eines mit außerordentlicher Belesenheit und Gründlichkeit gesammelten Stoffes. Auch schienen sie ihm selbst ein dreifaches Antlitz zu haben: eines, das zu den Lesern der Uebersetzung, eines, das zu denen des Originals, eines, das zu den Kennern desselben gerichtet ist. Das erste spreche oft triviale und überflüssige Dinge, das zweite suche die Kürzen und Lücken des Lachmann'schen Commentars auszufüllen, das dritte warte auf Bescheid und Urteil über diese und jene versuchte neue Erklärung.

Solches Urteil ließ nicht lange auf sich warten. Benecke hatte an dem Buche große Freude, im besondern an Wackernagels Erläuterungen lobte er, daß sie manches enthielten, das selbst denen, die Walthers Liedern eine sorgfältige Aufmerksamkeit gewidmet haben, theils als Belehrung, theils als Aufforderung zu neuer Prüfung willkommen sein werde. Möchte diese Uebersetzung, so wünschte er, einen schnelleren Absatz finden, als das Original; in ihr schrecke wenigstens die Sprache nicht ab, wohl aber würden die Almanachspoeten bei diesem Gedankenreichthum etwas stutzig werden.

So war denn der Walther, welcher die Freunde so lange und so ernstlich beschäftigt hatte, endlich erledigt, und das

Buch war schon seit vierzehn Tagen in den Händen der Göttinger Freunde. Simrock hoffte auf Grund desselben und auf Grund seiner übrigen Schriften ohne weitere Prüfung die philosophische Doctorwürde erlangen zu können. Er hatte keine Lust zum Examen und bei der weitläufigen Thätigkeit seiner verwickelten Erbschaftsteilung in Bonn auch keine Zeit dazu. Und doch war es ihm wünschenswerth diesen Titel zu benützen. „Ohne Titel gilt Niemand. Man will nicht Metall, sondern ausgeprägte Münze, wäre sie noch so stark legirt." Er bat daher Wackernagel, in seinem Namen bei den Grimms anzuklopfen und sie sowie Benecke um ihre Verwendung dafür anzugehen, daß er auf alleinige Einsendung der Gebühren und seiner gedruckten Werke von der philosophischen Facultät zu Göttingen das Doctordiplom erhielte. Wackernagel trug diesen Wunsch seines Freundes Jakob Grimm vor; er teilte ihm bei dieser Gelegenheit zugleich mit, was er längst hatte sagen wollen, aber immer vergessen hatte, nämlich daß er selbst nicht Doctor sei, Grimm mit Unrecht ihn so tituliere. Er habe die großen Summen, welche diese Würde koste, bisher noch nicht erschwingen können, und jetzt komme er sich zu alt vor, um ein Examen zu bestehen; er werde sich also wohl auch das Diplom noch einmal kaufen müssen, in Jena wahrscheinlich; die Göttinger seien ihm zu theuer, so gern er auch gerade von daher promoviert sein möchte. Jakob Grimm gieng dies zu Herzen; es schien ihm doppelt hart, daß Simrock der Ehre teilhaftig werden solle und Wackernagel nicht, der es doch mehr verdiene. Er schlug daher vor, dem guten Wackernagel die Freude zu machen und ihm den Doctorhut zu schenken. Er und Wilhelm und Benecke wollten zusammen zwei Louisdor geben, ebensoviel sollten Meusebach und Lachmann beitragen; die Würde koste

gerade acht Louisdor. Lachmann und Meusebach waren völlig einverstanden; ihre Sendung mit dem Gelde gieng nach Göttingen ab, kreuzte sich aber mit einem Briefe Jakobs, der auf Grund erhaltener Nachricht ihnen mitteilte, daß aus der Promotion Simrocks wie Wackernagels nichts werden könne, da die Facultät Abwesenden auf bloße Einsendung ihrer Schriften nur dann den Doctorgrad erteile, wenn sie in öffentlichen Aemtern ständen, was bei Simrock aber so wenig als bei Wackernagel der Fall sei. Uebrigens komme die Würde doch etwas theuer zu stehen: sie koste dreizehn Louisdor. In der gleichen Weise, nur auf Simrock Bezug nehmend, antwortete zu dessen Handen Jakob Grimm sofort auch an Wackernagel, welcher späterhin auf anderem Wege Kunde von der freundlichen Absicht erhielt, die ihn mit dem Doctorgrad hatte überraschen wollen. „Es wäre ein prächtiges Weihnachtsgeschenk gewesen!" Daß der schöne Plan nicht geglückt war, konnte seine Freude und Dankbarkeit nicht verringern.

Es sollte nicht mehr lange dauern, bis die Freunde ihre Absicht dennoch verwirklichen konnten.

Im October 1832 kam J. J. Miville aus Basel als Studiosus der Theologie nach Berlin; er war der Freund und Schwager Abel Burckhardts und brachte Wackernagel von diesem die treuesten Grüße und einen liebevollen Brief, in welchem Abel auch darauf hindeutete, daß er an Wackernagel als Nachfolger von Sartorius ernstlich denke; doch sei die ganze Stellung der Universität sehr precär und ungewiß. Wackernagel war hocherfreut über diese neue Anknüpfung mit dem

Freunde in Basel, dem einstigen Genossen der schönen namenlosen Tage, und er gewann auch Miville gleich von Herzen lieb. Der Hinweis Abels auf die Möglichkeit einer Anstellung in Basel traf zusammen mit Absichten, welche Wackernagel auf die neue Hochschule in Zürich und auf den Einfluß seines dortigen Freundes Bluntschli gründete. Er hatte diesen gebeten, ihm zu helfen, daß er einmal vom alten Flecke komme, und ihm mitgeteilt, daß er sich um die deutsche Professur in Zürich bewerben möchte. Er bat ihn nur um rasche Auskunft über einige Punkte, wie Besoldung, Lehrfächer, einzuschickende Werke oder Zeugnisse, endlich seinen Defect des Doctorats. Bluntschli antwortete so schnell als möglich; aber ihm war wunderlich zu Muthe: Wackernagel erschien ihm als ein freundliches liebes Bild, das er gerne halten und zu sich ziehen möchte, das ein Geschick aber ihm entfremdete. So schwer es ihm fiel, rieth er dem Freunde von der Bewerbung ab. Es sei zweifelhaft, ob eine deutsche Professur zu Stande komme, es sei auch zweifelhaft, ob die Universität überhaupt bestehen könne; die Besoldung sei gering. Offen seien allerdings auch zwei deutsche Lehrstellen am Gymnasium; aber auch hier sei die Besoldung eine niedere und bestehe zudem das Erforderniß des Haltens einer Probelection, um deren Willen Wackernagel doch kaum aufs Ungewisse die Reise nach Zürich werde unternehmen wollen.

Diesen ablehnenden Bescheid widerrief Bluntschli auf Antreiben J. C. Orelli's in den ersten Tagen des Jahres 1833; er fragte Wackernagel an, ob er einen Ruf als Lehrer am Gymnasium mit Professorstitel, guter Bezahlung und dem Rechte der Vorlesung an der Universität nicht annehmen würde; die Probelection sei eine reine Formalität. Wackernagel solle aber

mit der höchsten Eile antworten; denn schon habe das Glücksrad zu spielen angefangen, und nachdem es die Professoren an der Hochschule herausgespielt habe, werde es bald auch diejenigen am Gymnasium schaffen.

Bluntschli kam zu spät: auf seinen ersten Brief, der allen Trost auf Zürich benahm, hatte Wackernagel die Angelegenheit in Basel ernsthafter betrieben, Abel Burckhardt hatte sich derselben angenommen, und ein Gelingen war höchst wahrscheinlich.

Mitte December schon war ein Brief von Abel an Wackernagel abgegangen, in welchem jener mitteilte, daß die deutsche Professur nun erledigt sei, und ihn fragte, ob er einen Ruf als Lector an Universität und Pädagogium annehmen würde. Dieser Brief, voll alter Liebe und Treue, traf Wackernagel, den einsam stehenden, schier verdüsterten, wie ein Strahl neuer Freude und Hoffnung. Wie trostlos und erbärmlich war ihm doch gerade jetzt sein Leben vorgekommen! Alltäglich von 6—8 Uhr hatte er Lectionen zu erteilen, und dafür bekam er zehn Thaler im Monat. Er war dieses Treibens müde, und wenn er bedachte, mit wie frischen Hoffnungen er einst von Breslau nach Berlin zurückgekehrt war, so schämte er sich vor sich selbst und vor andern. „Da verraucht auch immer mehr die Begeisterung zum Arbeiten ohne Ziel und Lohn; wenn ich sagen sollte, was ich seit langer Zeit eigentlich gethan habe, so käme ich in Verlegenheit.“ Er war wie im Sommer so auch jetzt noch fest entschlossen, nicht länger als bis zum Frühjahr noch in Berlin zu bleiben, auf die eine oder andere Weise sich von da loszureißen. Denn er war es herzlich überdrüssig, sich länger vor Verwandten und Bekannten als ein Nichts herumstoßen zu lassen. Der Ober-Regierungsrath J.

Schulze hatte über ihn gesagt, daß er ein verpfuschtes Genie sei; er fand, daß es mit dem Adjectiv seine volle Richtigkeit habe.

Und in dieser Stimmung erhielt er Abels Brief aus Basel und konnte mit Recht ausrufen: „wie darf der über sein Leben klagen als verloren und verunglückt, für den so treue Herzen in Sorgen sind?" Die Aussicht, die der Freund eröffnete, erschien ihm unendlich verlockend: er hatte sich sehr nach Befreiung aus seiner jetzigen Lage gesehnt und sollte nun nicht nur Befreiung finden, sondern auch reichen Gewinn, schöne Thätigkeit. Und dennoch war die Entscheidung, vor die Abels Frage ihn stellte, eine ernste nnd schwere; denn er war klar darüber, daß die Anstellung in Basel ihn nöthigen werde, sein ganzes Vaterland für lange Zeit, vielleicht für immer zu verlassen. Wenn er freilich verglich, wie vieles dieses Vaterland seinem Streben versagt hatte, und wie vieles ihm die fremde Stadt darbot, konnte er versucht sein, sofort Ja zu sagen. Aber er wollte sich nichts, gar nichts vorzuwerfen haben, wenn er Preußen für immer aufgebe, und versuchte einen letzten Schritt beim Minister. Er bewarb sich um eine Stelle bei der Bibliothek in Bonn; Joseph von Eichendorf verwendete sich nachdrücklich für ihn. Dennoch wurde das Begehren von Altenstein kurz abgelehnt, mit der einfachen Begründung, weil das Ministerium wegen Mangels an geeigneten Fonds der von Wackernagel gewünschten Remuneration nicht ensprechen könne. Blos dieß; von Vertröſten und Verheißen auf Zukunft und bessere Gelegenheit kein Wort; Wackernagel mußte nun wohl endlich annehmen, daß man ihn nicht anstellen wolle, und er glaubte auch, den Grund dieser Gesinnung zu kennen: er hatte dem Minister die Uebersetzung

Walthers von der Vogelweide eingesandt; durch die hieraus ersichtliche und auch sonst bekannte Vergesellschaftung seiner Person mit Simrock, dem wegen eines angeblich revolutionären Gedichtes abgesetzten Beamten, war der alte Verdacht der Behörden gegen Wackernagel als einen Demagogen wieder rege geworden. Er hatte sich lange gegen diesen Argwohn gesträubt und konnte ihn doch nicht unterdrücken. „Aber ist dem so, leitet wirklich eine so gemeine Gesinnung bei der Beurtheilung sonst wohl begründeter Ansprüche, dann sage ich mit Freuden: Fahr wohl! und lasse es mir lieb sein, hier zu Lande keine Anstellung zu haben und mein Vaterland größer zu wissen als Preußen ist.“

Sein Entschluß für Annahme einer Stelle in Basel war damit gefaßt. Also hin nach Basel, getrost und mit Freuden hin! Er war mit allen Bedingungen vollkommen einverstanden und übersandte Abel Burckhardt, was er von seinen Werken auftreiben konnte, um sie den Behörden vorzulegen. Das geschah am Neujahrstag 1833. Ein Jahresanfang mit einem schönen Blick in die Zukunft, wie er noch keinen erlebt hatte!

Wenige Tage nachher traf Bluntschlis Brief ein, der ihn fragte, ob er einen Ruf nach Zürich annehmen würde. Wackernagel mußte dies verneinen, mit Hinweis auf die in Basel angeknüpften Unterhandlungen; aber er war dabei sehr in Sorge, ob er nicht auf eine Hoffnung, in Basel, hin sich anderswo, in Zürich, um eine Gewißheit bringe; denn so durfte er es nach Bluntschlis Schreiben betrachten. Er bat umsomehr seinen Abel, zu laufen und zu reden und alles für ihn zu thun was er könne. Und Abel that treu und unermüdlich das Seine!

Die damaligen Verhältnisse Basels waren den Absichten Wackernagels keineswegs günstig.

Seit zwei Jahren schon stand die Stadt im heftigen Streite mit einem Teile der Mitbürger vom Lande: es war soweit gekommen, daß die Regierung, unfähig, die aufständischen Landgemeinden zum Gehorsam zu bringen, sich von ihnen lossagte, ihnen die obrigkeitliche Verwaltung und Fürsorge entzog. Mit diesem Schritte war die Trennung des Kantons eingeleitet, und es war nur die Frage, wie weit dieselbe greifen werde, mit welchen Maßregeln sie durchzuführen sei. Die Antwort auf diese Fragen mußte, das sahen beide Parteien voraus, durch blutigen Entscheidungskampf gegeben werden.

In solcher Lage war Basel.

Das hauptsächliche Interesse seiner Behörden und seiner Bürgerschaft gehörte den obwaltenden politischen Zuständen; durch die allgemeine Gährung, durch die Gedrücktheit der Stimmung, durch die bevorstehende Schmälerung der öffentlichen Mittel schien namentlich das Leben derjenigen Anstalt gefährdet, welche bis dahin durch mancherlei Schicksale war hindurchgerettet worden, das Leben der Universität. Die Zeit war nicht da, in wesentlichem Maße für diese zu sorgen, für Berufung neuer Glieder derselben Großes zu unternehmen.

Die Stelle der germanistischen Professur und damit die entsprechende Lehrerstelle am Pädagogium war nunmehr durch die Entlassung ihres bisherigen Inhabers erledigt. Daß sie wieder besetzt werden mußte, war auch in dieser schweren Noth der Zeit Jedermann klar, aber die Art der Besetzung war keineswegs selbstverständlich. Es waren zwei Meinungen, die sich geltend machten.

Die eine entsprach dem Geiste, der in den letzten fünfzehn Jahren in denjenigen Behörden geherrscht hatte, denen das Wohl der Universität anvertraut war, und welchem man die Berufung De Wettes, Gerlachs, Jungs, Roepers u. A. zu danken hatte. Bürgermeister Wieland, Pfarrer Friedrich Merian, Rathsherr Andreas Heusler waren die Männer, die von freieren Anschauungen erfüllt, gerne sich dafür bemühten, frische Kräfte des Auslandes herbeizuziehen. Sie waren bis dahin von Erfolg beglückt gewesen; an dem schönen geistigen Leben des Fortschrittes, welches Basel in den zwanziger Jahren auszeichnete, nahmen die Universität und an ihrer Spitze diese neu berufenen Männer den wirksamsten Anteil.

Nach dieser Meinung mußte nun bei Wiederbesetzung der erledigten Professur nicht auf Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zur Stadt, sondern vor allem auf den wissenschaftlichen Werth der Bewerber gesehen werden.

Ihr entgegen trat eine Meinung, welche gerade in der herrschenden Lage es für eine Pflicht erachtete, sich an Einheimische zu halten, welchen größere Anhänglichkeit an die Sache Basels beigemessen werden könne, und welche schon als Landeskinder einiger Fürsorge werth seien.

Diese Meinung konnte geneigt sein, sich auf die Vorgänge zu berufen, welche im Jahre 1824 sich anläßlich zweier fremder Universitätslehrer, Wilhelm Snells und Carl Follens, ereignet hatten, und deren Wiederkehr gerade in diesem Zeitpunkte nicht erwünscht gewesen wäre; sie konnte ferner daran erinnern, wie in diesen Tagen der Entzweiung derselbe Wilhelm Snell, dessen man sich vor neun Jahren so treulich angenommen hatte, zu den Gegnern Basels übergieng; sie konnte endlich noch persönliche Gründe in's Feld führen.

Die Bewerber um die erledigte Stelle waren neben Wackernagel noch Gustav Pfizer in Tübingen, sodann die Basler Balthasar Reber, cand. theol., und Samuel Preiswerk, vertriebener Pfarrer einer basellandschaftlichen Gemeinde.

Zu den Männern, welche Wackernagels Berufung befürworteten, gehörte vor allem sein Freund, der Gemeinhelfer Abel Burckhardt. Er that es nicht nur, weil er den geliebten Freund so gerne in seiner nächsten Nähe gehabt hätte, sondern weil er fest überzeugt war, die Basler „würden noch einmal stolz darauf sein, Wackernagel in ihren Mauern zu besitzen". Er wurde nicht müde, mündlich und schriftlich die Sache Wackernagels zu verfechten, alles mitzuteilen, was er von ihm und über ihn besaß, ihn darzustellen wie er war, ihn zu verteidigen gegen Mißtrauen. Und weil alles dies Bemühen getragen und durchdrungen wurde von dem warmen Tone seines Herzens, das für Basel wie für den Freund nur das Beste wünschte, lag ihm eine überzeugende Kraft bei, die zuletzt den Sieg gewann.

Neben Abel Burckhardt war auch Professor Gerlach von Anfang an für Wackernagel eingenommen. Er war Mitglied des Erziehungsrathes und in dieser Behörde von großem Einfluß. Er besaß eine gewaltige Energie der Behauptung und war gewohnt, eine Sache, die er einmal ergriffen, durchzusetzen. Nicht minder nahm sich De Wette Wackernagels an, er gewann K. R. Hagenbach, der ebenfalls Mitglied des Erziehungsrathes war, für ihn. Er hatte es auch übernommen, Erkundigungen über ihn einzuziehen, und forderte ein Gutachten Lachmanns. Wackernagels Unstern waltete freilich auch hier, indem Lachmanns Brief verloren gieng und er einen zweiten schreiben mußte. Auch Jakob Grimm wurde berathen und schrieb, daß er in jeder Hinsicht keinen bessern wisse als Wackernagel. Lach-

mann empfahl ihn mit dem besten Gewissen unbedingt. „Er kann es in der Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur mit den Besten aufnehmen, und seine Bildung ist auch keineswegs einseitig; er hat in der klassischen Philologie sehr gute Kenntnisse.“

So stritten für Wackernagel die besten Männer und sie thaten es mit Erfolg. Abel Burckhardt schrieb ihm schon im Januar, daß er voll der besten frohesten Hoffnungen für ihn sei. Der Kanzler Andreas Heusler, erst durch F. Fischer für den Tübinger Pfizer günstig gestimmt, sei nun durch Gerlach völlig für ihn gewonnen, in der Curatel überhaupt nur Pfarrer Jacob Burckhardt für Preiswerk gesinnt.

Wackernagel hatte gefürchtet, das in Zürich ihm entgegengebrachte Wohlwollen, das einer Berufung ähnlich sah, sei keine Empfehlung in Basel; auch hierüber konnte ihn Abel völlig beruhigen. Denn einmal hatten die Zürcher seitdem Ettmüller gewählt, nach Lachmanns Ausdrucke „den unwissendsten und dummdreistesten der zu haben war“; sodann aber hatten die Verhandlungen Wackernagels mit Zürich ihm in Basel nur genützt. Hier war z. B. Andreas Heusler seitdem noch viel bestimmter für Wackernagel eingenommen und hoffte, mit diesem die über ihren Ettmüller so stolzen Zürcher nun tüchtig auszustechen.

So gestaltete sich nach und nach Alles zu gutem Ende. Die Curatel ersuchte ihr Mitglied, den Obersthelfer Jacob Burckhardt, gemeinsam mit den Professoren Gerlach und Hagenbach ein wissenschaftliches Gutachten über beide Bewerber Wackernagel und Preiswerk auf Grund der von ihnen eingereichten specimina zu erstatten. Wackernagel hatte seine verschiedenen wissenschaftlichen und poetischen Schriften eingesandt, Preiswerk

einige Gedichte. Das Ergebniß der Prüfung war die Meinung, daß jeder billige und sachverständige Richter Wackernagel den Vorzug einräumen müsse. Sollte man jedoch aus besondern Gründen von der Vocation eines fremden Lehrers abstrahieren, so wäre es billig, wenn unter den hiesigen Bewerbern ein Concurs eröffnet und von denselben irgend eine wissenschaftliche Arbeit gelöst würde; denn die Gedichte Preiswerks seien, auch wenn sie ganz gelungen seien, doch ein zu unsicherer Maßstab, um daran seine Tüchtigkeit zur wissenschaftlichen Behandlung der deutschen Sprachlehre zu ermessen.

Dieses Gutachten, vereint mit einem eindringlichen und ausführlichen Schreiben Abel Burckhardts, gewann Wackernagel den Sieg. Denn wenn auch noch immer Stimmen laut wurden, die den fremden Berliner Gelehrten ablehnten, weil er unbekannt sei oder weil er Demagoge sei oder weil ein so begeisterter Kenner des Mittelalters der Jugend nur Grundsätze des Faustrechts beibringen werde, da doch einem Stadtkind der Vorzug sollte gegeben werden, das wohlgesinnt und für Erteilung deutscher Stunden wohl befähigt sei und welchem zudem für das im Dienste der Vaterstadt verlorene Pfarramt ein Ersatz müsse geschafft werden — wenn auch solche Meinungen selbst durch Interpellationen im Saale des Großen Rathes geäußert wurden — so wußte doch die Curatel, welcher Seite das bessere Urteil zukomme. Am 8. März beantragte sie, zwar nicht einstimmig, sondern mit einer Mehrheit von vier Stimmen gegen eine Stimme, beim Erziehungsrath die Berufung Wackernagels als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Pädagogium auf eine Probe von wenigstens einem Jahre, mit Verpflichtung zu neun Stunden in der Woche und gegen eine Besoldung von 1170 Schweizerfranken. Von Ver-

sehung des Lehramtes an der Universität sprach die Curatel absichtlich nicht, da eine definitive Wiederbesetzung dieser Stelle den Schein hätte erregen können, man wolle die Zwecke einer von mehreren Seiten gewünschten Untersuchung über die Organisation der Universität wenigstens teilweise vereiteln.

Am 11. März war Sitzung des Erziehungsrathes, und derselbe beschloß einhellig, die Curatel zu beauftragen, daß sie den Herrn Wilhelm Wackernagel in angerathener Weise auf ein und nöthigenfalls auf zwei Jahre als „Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Pädagogio" anstelle.

Tags darauf konnte der treue Abel Burckhardt dem Freunde endlich endlich die lang erwartete günstige Nachricht melden. Freilich war bei derselben, wie er meinte „ein kleiner Erdbeigeschmack", das Fehlen des Titels wenigstens eines Lectors an der Universität. Aber daran möge Wackernagel sich doch nicht stoßen, schrieb er ihm, sondern bedenken, daß er unter sehr schwierigen Umständen gewählt worden sei, einstimmig gewählt worden sei. Der schwerste Schritt zur definitiven Anstellung, zur Erteilung des Professorats sei geschehen, bei der Bürgerschaft gelte er schon jetzt als Professor. Wenn die Göttinger diese Anstellung nicht genügend finden, um Wackernagel den Doctortitel zu geben, werde die Basler Universität sich eine Ehre daraus machen, ihm denselben honoris causa zu erteilen. „Kurzum, ich nehme an, daß Du schon hier bist. Lieber, ich denke immer: Gott wolle Dir nun Dein Herz von mancher alten schweren Last lösen, Gott wolle Dir nun manches alte Leid versüßen. — Komm zu uns, sieh unser Leben und Wesen an, s' hat auch sein Angenehmes bei uns. Ist freilich das, was wir Dir anbieten, nichts glänzendes, so ist's doch Befreiung, ein schöner und nicht viel Zeit

raubender Wirkungskreis, ein ziemlich ungesorgtes Leben und eine heimelige Umgebung. — — Geleite Dich Gott wohlbehalten und gestärkt zu neuer Lebenshoffnung, gestärkt zum Glauben an seine weise treue Führung bald in unser hügeliges Land am schönen Rhein, dem Schwarzwald gegenüber und den trauten Bergen unsers Cantons! Ich habe Gott gedankt, daß die Sache wenigstens so gegangen ist. Und nicht wahr? Ich habe es wohl thun dürfen?" Am 20. März traf die Freudenbotschaft bei Wackernagel ein; sie war eine Erlösung aus langer banger Erwartung, sie war die Verheißung eines neuen Lebens voll Schönheit und Frieden, die Befreiung aus drückenden Banden. Wackernagel jubelte auf, er dankte seinem Freunde Abel, er dankte den Behörden Basels, er dankte der treuen Führung Gottes. „Liebster Burckhardt, wie soll ich Dir meine Freude, meinen Dank, meine Hoffnungen, meine Pläne, meine ganze Glückseligkeit ausdrücken! Erinnerst Du Dich unserer Gespräche in Eurer Laube und bei mir am Fenster? Das waren Träume, die wir uns schön ausmalten, die uns freuten und trösteten; aber doch nur Träume. Und nun hast Du sie wahr gemacht. Gott hat Alles auf's Wunderbarste gefügt. Du treue Seele! wie freue ich mich Dich wiederzusehen, und so bald! Denn Mitte April oder nur etwas später werde ich da seyn. Es geht schnell, zu schnell: ich kann nicht einmal über die Freude zur rechten Besinnung kommen."

Endlich endlich war Freude bei Wackernagel eingekehrt. Eine Freude, neben welcher er gar nicht an all die Kränkungen und Entbehrungen denken mochte, die er im Vaterlande Jahre lang erduldet hatte, und aus denen nun die Fremde ihn befreit hatte, auch nicht daran, daß er mit jenen Kämpfen und Bitterkeiten auch all die Freundschaft und Liebe, die ihm geworden,

daß er das ganze Vaterland zurückließ, wohl für immer verließ, um in fremdem Lande den Stab in die Erde zu stoßen, wo er treiben und grünen und blühen sollte. — An alles das konnte Wackernagel jetzt nicht denken. Er hatte nun endlich, wonach sein Herz so lange verlangt hatte, und das ihm doch nie war gegönnt worden, einen festen gesicherten Halt und Grund seiner Thätigkeit, einen Beruf mit Aussicht auf so schöne mannigfaltige Arbeit. „ich han min lehen, al die werlt, ich han min lehen", jauchzte er dem Freunde Jacob Grimm zu.

Man hatte ihm die Wahl gelassen zwischen einem und zwei Jahren provisorischer Anstellung; er wählte natürlich die zwei Jahre. Sonst war er mit allem zufrieden; an Namen und Titeln lag es ihm nicht. Was den Doctortitel betraf, der nun von zwei Seiten ihm angeboten war, von Basel in Begleit der Berufung, von Göttingen für den Fall einer Anstellung, so schien ihm die Basler Promotion noch angenehmer und erfreulicher, als Zeichen des Zutrauens, das ihm entgegen kam; aber die Göttinger hatten das Vorrecht, und er meinte auch, daß er sich am meisten geehrt fühlen würde, gerade aus ihren Händen den Doctorhut zu empfangen. So erinnerte er denn Jakob Grimm bescheidentlich an seine frühere Zusage und fragte, ob er mit einem so schmalen Titel, wie der von Basel war, nun wohl ankommen dürfe.

Die letzten Tage in Berlin giengen rasch vorüber, im Lösen aller Verhältnisse, im Einpacken, im Abschied nehmen. Es waren Stunden der Freude wie der Wehmuth. Denn wie vieles ließ er hinter sich, das ihm jetzt wieder so vertraut, so unentbehrlich vorkam. Und dann wieder lag vor seinem Auge die fremde Stadt mit den neuen Freunden, die ihn er-

warteten, mit der neuen Thätigkeit, und das fremde Land in aller seiner Schönheit, mit dem grünen Rhein und den Alpen, mit alten Schlössern, mit wohlgefüllten Bibliotheken der Städte und Klöster. Wahrlich, das Leben gieng so schön, so mächtig für ihn auf, daß er doch gerne sein bisheriges daran gab. Am schwersten wohl fiel ihm der Abschied von Lachmann, dem Freunde und Lehrer; schwer aber auch von dem ganzen Kreise, dem er angehört hatte, und namentlich von den Geschwistern. Er mochte jetzt daran gedenken, mit welcher rührenden Treue und Aufopferung diese in seinen Knabenjahren und seitdem bis in die jüngste Zeit für ihn gesorgt hatten, und wie darum sein jetziges Glück zum guten Teile auch ihr Werk war. Mit ihnen verließ er das einzige, was ihm von dem elterlichen Hause und seiner Familie noch geblieben war; er stand nun ganz allein, ganz auf sich selbst angewiesen da.

Julius Hübner weilte in jenen Tagen zu Berlin und zeichnete das Bild des scheidenden Freundes. Am 29. März fand ein festliches Abschiedsmahl statt, in Holteis Wohnung an der Holzmarktstraße, im Kreise auserlesener Freunde. Hier war es, wo Adalbert von Chamisso Wackernagel mit dem schönen Trinkspruche feierte:

Ihr Freunde, füllt den Becher bis zum Rande:
Wir bringen ihn dem Sangbegabten dar,
Dem Dichter und dem treuerprobten Freund,
Der liebend uns und singend oft erfreut;
Der heute nur, zum ersten Male heut
Uns, seinen Lieben, Schmerz bereiten will.
Er scheidet aus dem trautverschlungnen Kreise,
Dem enggeschloßnen, eine weite Lücke
Zurücklassend, welche nicht sobald
Ein Andrer, so wie er, ausfüllen wird.

Du hast uns, Wackernagel, angehört
In trauter Gegenwart, du wirst auch fern
Uns fürder angehören. — Sänger du des Weines,
Wir bringen klangreich dir den Becher dar,
Geziemend, nur Gemeines scheide klanglos.

Und Karl von Holtei:

Heute früh in meiner Zelle,
(Kaum noch war der Morgen da,
Kaum noch wurd' es frühlingshelle),
Hört nun, Freunde, was geschah:
Es erklang
Ein Gesang,
Und man klopfte, konnt' ich spüren,
Zart und leis' an alle Thüren.
Draußen stand, nun ward mir's klar,
Eine heitre leichte Schaar.

Sind es Mädchen? sind es Knaben?
Sind es Engel? Ja, wer weiß!?
Eh' ich fragen kann, sie haben
Mitten mich in ihren Kreis;
Da erklang
Ihr Gesang,
Brauchten sich mir nicht zu nennen,
Deutlich waren sie zu kennen,
Denn es war, nun ward mir's klar,
Unsres Freundes Liederschaar.

Eins mit Blumen reich behangen,
Eins von Traubenlast beschwert,
Eins von Liebesglut umfangen,
Alle hold und lieb und werth!
Wie erklang
Ihr Gesang,
Gar so bang und immer bänger:
„Weh! Es scheidet unser Sänger!"
O es galt, nun ward mir's klar,
Ihr Besuch dem Abschied gar.

Lieder, sprach ich, ihr könnt lachen,
Denn ihr werdet mit ihm ziehn,
Eure ganzen sieben Sachen
Schafft ihr eilig aus Berlin;
Aber wir
Bleiben hier,
Wir, die wir ihn lieben, ehren,
Werden schmerzlich ihn entbehren,
Er vergißt ja, das ist klar,
Uns in Basel ganz und gar.

Doch die Lieder, kleine Tröpfe,
Durch die Thränen lächeln, schrein,
Schütteln ihre Lockenköpfe:
„Vater Euch vergessen? Nein!
Er gehört
Ungestört,
Ob Euch hundert Meilen trennen,
Denen stets, die Freund ihn nennen,
Und er sendet, das ist klar,
Oft Euch seiner Lieder Schaar!“

Nun seyd Boten, liebe Lieder,
Ziehet her und ziehet hin!
Kehret immer freundlich wieder
Von Berlin und nach Berlin!
Ueber's Land
Webt ein Band!
Daß er, deutsch und treu und bieder,
Singe noch viel' neue Lieder.
Und wir rufen — das ist klar! —
Vivat Er und seine Schaar!

August Kopisch dichtete ihm die Strophen:

Dir Aug in Aug zu schauen ist mir lieb geworden!
Und Arm in Arm mit dir zu wandeln ist mir lieb geworden!
Mit dir zu trinken,
Mit dir zu reden,
Mit dir zu scherzen,
Mit dir zu lachen,

Mit dir zu zanken und streiten ist mir lieb geworden!
Und nun entfliehst
Du mir und ziehst
Fern von hier,
Fern von mir!
Das Scheiden und das Meiden ist mir wahrlich leid:
Ich wollte wir blieben beisammen in jeder, in jeder Zeit!

Zwar bringt die Liederkunst uns Tröstung und Erquickung;
Wenn Schmerz den Sinn umstricket, Tröstung und Erquickung!
Wenn Angst und Sorge
Sich thürmt zu Wolken,
Wenn Schlag nach Schlage
Die Wetter treffen,
Wenn Alles bricht und fällt und modert, Tröstung und Erquickung!
Doch trennt mit Schmerz
Sich Herz von Herz.
Böses Wort
Ist das: fort!
Das Scheiden und das Meiden ist mir wahrlich leid:
Ich wollte wir blieben beisammen in jeder, in jeder Zeit!

Der 2. April, Dienstag vor Ostern, war der Tag der Abreise. Die Schaar der Freunde, auch Eichendorf war unter ihnen, begleitete Wackernagel zum Postwagen, und er fuhr dahin, dem neuen Leben entgegen. Es sollte eine schnelle, aber „nachdenkliche" Reise sein; denn er mußte sich unterwegs die bevorstehenden Collegien zurechtlegen, woran er in diesen letzten Tagen in Berlin nicht mehr hatte denken können.

Am zweiten Tage der Reise war Wackernagel Nachmittags und Nachts in Egeln bei Verwandten von Theodor Fröhlichs Frau, in dem wunderlich alten Schlosse der weiland Grafen von Egeln. Von Heiligenstadt fuhr er am Karfreitag früh nach Göttingen, wo er diesen und den folgenden Tag im Hause der Brüder Grimm wohl aufgehoben war; Mittags

lernte er Otfried Müller, Blume, Meyer aus Halle kennen; Abends war ein Gastmahl bei Benecke.

Nun auch konnten die Freunde ihn mit dem schon im letzten Jahre vorbereiteten Geschenke der Doctorwürde erfreuen. Auf die Kunde seiner Anstellung in Basel hatten sie sogleich beschlossen, dies auszuführen. Die beiden Grimm, Benecke, Lachmann und Meusebach legten das nöthige Geld zusammen (der Anteil des Einzelnen betrug 2 Pistolen, 2 Rthlr. und 15 Sgr.) und überreichten ihm das Diplom, durch welches der Prodecan Heeren virum praenobilissimum clarissimum Guilielmum Wackernagel Berolinensem pædagogii apud Basilienses collegam post adprobatam scriptis suis præclaram in litteris philologicis maxime vernaculis eruditionem zum Doctor der Philosophie und Meister der freien Künste ernennt.

Wackernagel war hoch beglückt durch dieses Geschenk; wie oft in den letzten Jahren hatte er beklagen müssen, dieser Würde noch ledig zu sein, und nun empfieng er sie als freie Gabe aus den Händen seiner Meister und empfand so doppelt die Ehre, die ihm zu Teil wurde.

Aber nicht Ehre und Auszeichnung nur wurden ihm in Göttingen dargebracht; er ward aufgenommen mit warmer zutraulicher Liebe und fühlte sich in diesem Kreise guter Menschen überaus wohl. Auch sie fanden Gefallen an ihm. Als er weiter gereist war, schrieb Wilhelm Grimm über ihn an Lachmann: „Wackernagel ist schlicht, natürlich und wahrhaft, und das hat mir gefallen; ich weiß nicht, warum ich mir ihn untersetzt und etwas gekräuselt gedacht habe, wahrscheinlich seines Styls wegen, der wie eine gut gearbeitete aber neue Maschine etwas knarrt, doch nicht, wie er etwas, in den Schultern steckt.

Es schien ihm hier gefallen zu haben. Alles gute Glück habe ich ihm nachgewünscht; denn man hat es nöthig, wenn man so auf einmal in einen andern Grund und Boden verpflanzt wird. Ich zweifle nicht, er wird allen guten Erwartungen entsprechen, nur beim Wein war er mäßig und verrieth nicht den Geist seiner Trinklieder, so daß er es mit der Poesie überhaupt nicht auf diese Weise halten darf. Auch Benecke scheint er gefallen zu haben und da kann einer, der aus Berlin ist, von Glück agen."

Am ersten Ostertag früh kam Wackernagel nach Cassel und besuchte an diesem Tage die Wilhelmshöhe; Montag Vormittags traf er in Frankfurt ein. Hier blieb er, bei Gustav Kombst, welcher Secretär bei der preußischen Gesandtschaft war, einquartiert, diesen und den nächsten Tag, studierte die Reize einer wohlgelegenen alten Stadt, sah dies und jenes, auch die Beerdigung eines im Krawall Gebliebenen.

Durch Jakob Grimms Empfehlung wurde er mit Friedrich Böhmer bekannt.

Am Mittwoch reiste er nach Heidelberg ab. Das schlechte Wetter, das ihn auf der ganzen Reise nur zu sehr seinen Gedanken nachhangen ließ, gönnte ihm aber auch hier beim Besteigen des Schlosses nicht viel mehr als nasse Kleider. Von Heidelberg gieng die Reise nach Stuttgart, wo er einen freien Abend daran wandte um Gustav Schwab und die beiden Pfizer zu besuchen. Für Jakob Grimm hätte er hier eine Handschrift des Reinhart vergleichen sollen, aber ihm mangelte die Zeit, und er übertrug Schwab die Arbeit. Stuttgart, Tübingen, alles Land war in Aufregung wegen des aufgehobenen Landtages und der neuen Wahlen. In Tübingen war er eine halbe Stunde hindurch bei Ludwig Uhland; er

hatte ihm Grüße Lachmanns und dessen Wolfram von Eschenbach zu überbringen; ihm selbst ward als Gegengabe dafür und als Gastgeschenk der eben erschienene sechste Druck von Uhlands eigenen Gedichten. Noch ein Menschenalter später erinnerte sich Wackernagel daran, wie ihm damals, als ihm Uhland seine Gedichte darbot, die Hand vor Ehrerbietung und Freude zitterte, und dankte seinem Gotte, daß eben damals eine Freundschaft ihren Anfang genommen, die auf mannigfachste Art sich erweisen und bewähren sollte.

Bei Hechingen kam er am 14. April unter der alten Burg Hohenzollern vorbei wie späterhin bei Brugg unter der Habsburg. Am gleichen Tage ging er bei Tuttlingen über die Donau, und hier trank er den ersten Markgräfler, hier sah er zuerst die Schweizerberge und den Bodensee. Am nächsten Morgen rückte er bei dem heftigsten Schneegestöber in die Schweiz ein. Aber der Himmel war ihm doch günstig: am Rheinfall hatte er blaue Luft und Sonnenschein und sah nun den Regenbogen in dem Staube des Wassers und bewunderte das Edelsteingrün des Rheins — gleich darauf schneite es wieder. Abends kam er nach Zürich und blieb dort den nächsten Vormittag; aber bei dem nassen kalten dunkeln Wetter sah der See fast unfreundlich aus, die ihn umschließenden Berge waren bis zum Fuße mit Schnee bedeckt. Hier begrüßte er als ersten seiner Schweizerfreunde Caspar Bluntschli. Einen Tag noch brachte er in Baden zu, einen halben in Brugg bei Fröhlich Eltern, anderthalben in Aarau bei den Brüdern Fröhlichs selbst. Am 19. April Abends um 8 Uhr traf er in Basel ein.

Anhang.

I.

A. Censuren Wackernagels vom Gymnasium z. Grauen Kloster.

1815—1820.

Joh. 1815 **Nr. 3.** Betragen: ziemlich gut. Aufmerksamkeit: nicht angestrengt, sonst meist ungestört.

Mich. 1815 **Nr. 2.** Betragen: ziemlich gut, aber doch nicht ganz tadelfrei. Aufmerksamkeit: meist theilnehmend, aber nicht immer ausdauernd.

Versetzt nach Quinta.

Neujahr 1816 **Nr. 3.** Betragen: geht an, ist aber oft vorlaut und unbescheiden. Aufmerksamkeit: ziemlich ungestört.

Ostern 1816 **Nr. 3.** Betragen: geht an. Aufmerksamkeit: unterbrochen.

Joh. 1816 **Nr. 3.** Betragen: äußerlich tadelfrei, doch will er beobachtet sein. Aufmerksamkeit: fehlt wohl nicht, aber nicht anhaltend genug.

Mich. 1816 **Nr. 3.** Betragen: sehr leichtsinnig und kindisch, unruhig und läppisch, obwohl er sich äußerlich in Acht nimmt. Aufmerksamkeit: nicht ungestört.

Neujahr 1817 **Nr. 3.** Betragen: geht an, ist aber zuweilen kindisch und boshaft. Aufmerksamkeit: theilnehmend, aber nicht ungestört.

Ostern 1817 **Nr. 2.** Betragen; meistens ohne Tadel. Aufmerksamkeit: ziemlich anhaltend.

Versetzt nach Klein-Quarta.

Joh. 1817 **Nr. 2.** Betragen: erträglich. Aufmerksamkeit: ziemlich theilnehmend.

Mich. 1817 **Nr. 2.** Betragen: ziemlich gut. Aufmerksamkeit: meistens ungestört.

Versetzt in die 1. Abtheilung.

Neujahr 1818 **Nr. 2.** Betragen: meist ohne erheblichen Tadel, doch flößt er kein vollständiges Vertrauen ein und hat sich eine Störung des Unterrichts zu Schulden kommen lassen. Aufmerksamkeit: ziemlich theilnehmend.

Ostern 1818 **Nr. 2** Betragen: gut. Aufmerksamkeit: lebhaft und gespannt. Fleiß: ist in allen Lectionen und auch in den häuslichen Arbeiten bewiesen, sollte aber im Zeichnen noch sichtbarer sein.

Joh. 1818 **Nr. 2.** Betragen: gut, wenn er sich beachtet glaubt. Aufmerksamkeit: bewiesen.

Mich. 1818 **Nr. 2.** Betragen: gut. Aufmerksamkeit: ziemlich theilnehmend, aber nicht immer angestrengt genug.
Versetzt in die 1. Abtheilung.
Neujahr 1819 **Nr. 2.** Betragen: ziemlich gut. Aufmerksamkeit: theilnehmend und ziemlich ungestört.
Ostern 1819 **Nr. 2.** Betragen: er hat sich nicht volles Vertrauen erworben und ist zuweilen nicht gesetzt genug. Aufmerksamkeit: theilnehmend. Fleiß: in allen Lectionen und auch in seinen häuslichen Arbeiten bewiesen.
Versetzt nach Klein-Tertia.
Joh. 1819 **Nr. 2.** Betragen: gut. Aufmerksamkeit: meist ungestört.
Mich. 1819 **Nr.** 2 Betragen: ziemlich gut. Aufmerksamkeit: ungleich und leicht zerstreut
Neujahr 1820 **Nr.** 2. Betragen: gut aber zuweilen unruhig. Aufmerksamkeit: meistens theilnehmend.
Wird versetzt in die 1. Abtheilung cum admonitione im Griechischen.
Ostern 1820. **Nr** 2. Betragen: ohne Tadel bis auf die Einmischung in Sachen, die er nicht versteht. Aufmerksamkeit: meist lebhaft theilnehmend. Fleiß: ziemlich regelmäßig.

B.

Censuren Wackernagels vom Friedrichwerderschen Gymnasium.

1820—1824.

Ober-Tertia. Michaelis 1820. Nr. 2. Aufführung: ohne Tadel, nur etwas plauderhaft in den Schreibstunden. Aufmerksamkeit: theilnehmend aber nicht lebhaft genug. Fleiß: regelmäßig. Fortschritte: werden bei fortgesetztem Fleiße nicht ausbleiben.
Ober-Tertia. Ostern 1821. Nr. 2. Aufführung: anständig und gesittet. Aufmerksamkeit: gut im Rechnen, sehr theilnehmend in Geschichte und Geographie, Ovid, Latein, Griechisch und Deutsch, meistens bemerkt in der Mathematik, fleißig im Schreiben. Fleiß: fehlt nicht im Rechnen, meist genügend in Geschichte und Geographie, Ovid, Latein und Griechisch; stets erschienen im Caesar und im Deutschen, löblich in der Mathematik. Fortschritt: einige im Rechnen, zeigen sich in Geschichte und Geographie, Ovid, Latein, Griechisch, besonders sichtbar im Latein und Deutschen, sichtbar in der Mathematik, im Schreiben. Ferienarbeit: Deutsch. Gehörte zu den besten.
Ober-Sekunda. Michaelis 1822. Aufführung: sehr gut. Aufmerksamkeit: stets lebhaft im Virgil, der alten Geschichte, im Hebräischen, Homer, im Deutschen und in der Religion, im Cicero, Livius, Xenophon, im Französischen, in der Algebra. Fleiß: Regelmäßig und angestrengt in der alten Geschichte, meist genügend in der Geometrie und im Hebräischen, löblich im

Deutschen und im Homer, nicht ohne Anstrengung im Cicero Livius, eifrig in den lateinischen Stilübungen, bewiesen im Xenophon, den griechischen Exercitien, in der Algebra. Fortschritte: zeigen sich im Virgil und in der alten Geschichte, nicht vermißt im Homer, sichtbar in der Geometrie, im Deutschen, Cicero, Livius, Xenophon, den griechischen Exercitien, im Französischen, sollten aber bedeutender sein in der Algebra. Ferienarbeiten: Ist wegen der Reise während der Ferien von diesen Arbeiten dispensirt worden.

Fehlte 11 Stunden.

Ober=Secunda. Ostern 1823. Aufführung: löblich. Aufmerksamkeit: immer gespannt und lebhaft theilnehmend, nur bisweilen nicht in der Geometrie. Fleiß: recht eifrig und selbstthätig angestrengt im Deutschen, durchaus regelmäßig und angestrengt im Cicero, Xenophon und Homer, auch recht löblich und von verständigem Nachdenken zeugend in den griechischen und lateinischen Aufsätzen; regelmäßig und angestrengt im Virgil und in der Geschichte; in der Geometrie jedoch fehlt die nöthige Beharrlichkeit und in der Algebra ein reger und angestrengter Fleiß. Seinem Versprechen, in dieser Wissenschaft sich die erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen, ist er nicht nachgekommen. Fortschritte: sind sichtbar im Deutschen und Griechischen, ausgezeichnet im Lateinischen, auch sichtbar im Französischen, bemerkt im Virgil und in der Geschichte, in der Geometrie fehlen aber fast gänzlich in der Algebra.

Prima. Michaelis 1823. Aufführung: sehr gut. Aufmerksamkeit: bemerkt im Deutschen, der Geschichte und im Cicero, ununterbrochen im Griechischen, theilnehmend im Französischen, zuweilen abschweifend im Lateinischen, doch mehr auf fremden Anlaß als von freien Stücken und nur in der letzten Zeit; theilnehmend im Horaz, nicht theilnehmend genug in der Mathematik und Physik. Fleiß: bewiesen im Deutschen, der Geschichte und im Cicero, im Griechischen und besonders in den Exercitien und der Ferienarbeit, läßt noch manches zu wünschen übrig im Latein, ohne Werth in der Mathematik und Physik, ausgezeichnet im Horaz. Fortschritte: bemerkt im Deutschen, in der Geschichte und im Cicero, nicht vermißt im Griechischen, bemerkt im Französischen, sichtbar im Horaz, fehlen in der Mathematik und Physik.

Prima. Ostern 1824. Aufführung: im Ganzen ohne Tadel. Aufmerksamkeit: theilnehmend in der Geschichte, im Sophokles. Demosthenes, im Französischen, Horaz und Cicero, nicht immer rege in Geometrie und Algebra; theilnehmend im Plato und in der griechischen Grammatik. Fleiß: regelmäßig in der Geschichte, lobenswerth im Sophokles, Demosthenes, in den lateinischen und deutschen Arbeiten, nicht rege in der Geometrie und Algebra. Fortschritte: bemerkt in der Geschichte, im Französischen, sichtbar im Sophokles und Demosthenes, sehr ausgezeichnet im

Lateinischen und noch im Deutschen, wo namentlich seine Bekanntschaft mit den ältern Schriftwerken der Deutschen schon anfängt, sich den Grenzen literarischer Gelehrsamkeit zu nähern; gute im Plato und in der griechischen Grammatik, nur geringe in Geometrie und Algebra.

C.

Verzeichniß der von Wackernagel an der Universität gehörten Vorlesungen.

1824—1827.

I. Winter-Semester 1824/25. 1. Geschichte der deutschen Literatur; 2. Deutsche und nordische Mythologie bei v. d. Hagen; 3. Terenz-Andria und Eunuchus, bei Böckh.

II. Sommer-Semester 1825. 1. Alterthümer des Mittelalters; 2. Nibelungen-Lied bei v. d. Hagen; 3. Deutsche Grammatik; 4. Properz, bei Lachmann; 5. Encyklopädie und Methodik der Philologie, bei Böckh.

III. Winter-Semester 1825/26. 1. Nibelungen-Lied, bei Lachmann; 2. Geschichte der Revolutionen, bei Raumer.

IV. Sommer-Semester 1826. 1. Horaz-Oden; 2. Aeschylus-Agamemnon, bei Bernhardy; 3. Tazitus-Germania bei Philipps;

V. Winter-Semester 1826/27. 1. Sophokles, bei Lachmann; 2. Aesthetik, bei Tölken; 3. Aristoteles Poeti, bei Bernhardy.

VI. Sommer-Semester 1827. 1. Logik und Metaphysik, bei Hegel; 2. Sachsenspiegel, bei Homeyer; 3. Sophocles-Philoctet, bei Heyse.

II.

Auswahl von Gedichten.

1821—1833.

1.

Zu Weihnachteu 1821.

Sterne, hohe funkle Sterne,
Kerzen ihr am Himmelszelt,
Leuchtet mir durch dunkle Ferne
Zu der ewig klaren Welt!

Führtet ihr zum Jesusknaben
Weise fern aus Morgenland, —
Mögt' ich auch den Jesus haben
Erd= und Himmels Liebesband.

Schenkten die dem frommen Heiland,
Muß der Herr erst schenken mir —
Wie die ihm gekommen weiland,
Muß er kommen erst zu mir.

Fernen Himmels freudge Schaaren
Priesen laut mit Sang den Herrn,
Fort mit Schmerz, mit ledigem Baren,
Sieht mich nur mein Jesus gern!

Himmel auf und Himmel nieder
Stieg der Engel Sängerheer,
Hallten im Getümmel wieder,
Daß der Herr geboren wär'!

Jesus, Weisen du geboren,
Siehe mich auch freundlich an,
Stern, geh nimmer du verloren,
Leite du auf rechter Bahn!

Sterne, hohe Funkelleuchter,
Sterne ihr am Himmelszelt,
Dring ich durch das Dunkel leichter,
Zeigt ihr mir die klare Welt!

2.

Zu Weihnachten 1821.

Stern am Himmel glühet,
Stern in finstrer Nacht, —
Lieb' ist aufgeblühet,
Lieb' in Flammenpracht!

Leitet der das Leben,
Leitet die das Herz, —
Mag der Schmerzen geben,
Heilet die den Schmerz.

Leuchtet der Verderben,
Winkt zum Tod hinab, —
Kann die mit nicht sterben,
Weint sie ob dem Grab.

Stern am Himmel glühe,
Glüh' in finstrer Nacht, —
Liebesrose blühe,
Blüh' in Flammenpracht.

3.

Frühlingssang eines Romantikers.

NB. Kein Sonnett. Aus einer ungedruckten Novelle L. T—s.

(An Hermann Ulrici),

Das ist das süße Leben,
Das aus dem Himmel dringet,
Wenn's um uns weht und klinget
Mit wonniglichem Weben.
O helles klares Streben,
Das uns den Frühling bringet,
Der tief durch Blüthen ringet,
Im grünen Laub der Reben.
Ein spiegelheller Bronnen
Hat sich uns aufgeschlossen,
Und wieder kehren Sonnen
Auf feuerfarbnen Rossen.
In Blumen ist uns Wonne
Aus lichten Sonnenbronnen ausgesprossen.

4.

Reisebild.

(Gedichtet zu Carolath im April 1827; Staffette 30. Juli 1828)

Wie lustig die Bäume rauschen im Wind,
Fink und Drossel singen,
Fasanen schwirren hoch empor
Auf goldrothen Schwingen.

In diesem grünen Waldrevier,
Da blieb' ich wie gerne!
Aber weit weit muß ich noch
In unliebe Ferne.

Bald bei des Jägers Töchterlein
Sitz ich im Häusel drinnen,
Dann knüpf ich mit ihr am Wiesenfleck
Die schneeweißen Linnen.

Ei aller Herzen Jägerinn,
Du hast mir wohlgefallen;
Ei du schönes züchtiges Kind,
Dein denk ich vor allen.

5.

Erfüllte Sehnsucht.

(Aus dem Spiel „Zerstörung von Schildburg"; Gedichte eines fahrenden Schülers 53.)

Saß ein Mägdlein weinend
Einsam am Fensterlein.
„Wo find' ich noch ein Herze,
Das will mein eigen seyn?" —

„Was nahet meinem Hause
So leis' und so geschwind? —
Ueber Klee und Blumen
Streicht der Abendwind."

Es rauschten die Bäume
Und sangen die Vöglein hell,
Munter und muntrer
Sprang der Wasserquell.

„Was regt sich an der Mauer?“
„„Ein müder Jägersmann.““
Von zitternden Händen
Ward ihm aufgethan.

Sie saß mit funkelnden Blicken
Zu ihm bei Brot und Wein.
Sie führt ihn mit schämenden Wangen
Ins stille Kämmerlein.

„Mein Liebster der ist schöne,
Mein Liebster der ist gut:
Des hab' ich all mein Leben
Viel fröhlichen Muth.“

6.

Letztes Wiegenlied.

(Gedichte eines fahrenden Schülers 68.)

Schlaf, du weiße Liljenblume,
Meines Herzens Freud und Schein,
In der Himmel Heiligthume
Blickend brach dein Aeugelein.

Grüße droben fromm den Engel,
Der dein Aeuglein zugedrückt,
Grüß ihn, der von zartem Stengel
Bleiche Blüthe hat gepflückt.

Freundlich wird er dir dann zeigen,
Führt dich zu Marien Hand:
Ihre Augen wird sie neigen,
Hüllt dich in ihr licht Gewand.

7.

Blasse Weiden.

(Staffette. 10. October 1828.)

Vom Ufer, dem grünen Ufer,
Da tönt so froher Sang,
Es schneidet durch mein armes Herze
Der Geig' und Flöte heller Klang.

Mit fließenden Augen lenk' ich
Den Nachen auf und ab.
Nur eine Blüthe von der Laube,
Drinn sie mir ihre Treue gab!

Am Ufer die blassen Weiden,
Die sprossen also dicht,
Sie streifen mir mit ihren Zweigen
Die heißen Thränen vom Gesicht.

8.

Unter der Linde.

(Staffette 11. October 1828.)

Es schaut eine breite Linde
Ins tiefe tiefe Thal,
Der Wind fährt durch die Zweige,
Das Laub fällt welk und fahl.

Unter der breiten Linde
Da liegt ein grauer Stein;
Drauf saß ich oft in Freuden
Mit meinem Lieb allein.

So nahmen auf uns Blüten
Duftend leisen Fall,
So sang auf blühenden Zweigen
Ihr Lied die Nachtigall.

Nun ist sie fortgezogen
Weit, weit in die Welt hinein,
Nun sitz ich hier im Winde
Und weine ganz allein.

9.

Verdrossen.

(Staffette 5. November 1828.)

Als der Sommer kam und die Nachtigall,
Im Thau die Blumen sprossen, —
Wie war ich dir mit Sang und Klang
Zu dienen unverdrossen!

Und hat sich meiner Lieder Schall
Dein Herze je entschlossen?
Was half mein sehnendes Singen?
Saite, was half dein Klingen?
Schweigen wir beide!
O Leide!

Und der Sommer gieng und der Winter kam
Mit Schnee und Eis und Reifen, —
Was soll ich noch mit Sang und Klang
Die kalte Nacht durchstreifen?
Und was mit halberfrorner Hand
Zum Lied die Laute greifen?
Was half mein sehnendes Singen?
Saite, was half dein Klingen?
Schweigen wir beide!
O Leide!

10.

Lenzen-Ruf.

(Staffette 5. December 1828.)

O Liebe, komm am Gartensteg zu wandeln,
Wo mit den Veilchen blaue Lüfte tändeln
Und mit dem rothen Blumenstrauß der Mandeln.

Laß dich hinaus das Lied der Vögel locken,
Die wiegend sich auf Blüthenzweigen necken,
Daß leise niederschweben weiße Flocken.

Am Hagen harr ich unter nackten Rüstern,
Stimmend die Saiten, zu verholnem Flüstern —
O komm, o komm, bald wird der Abend düstern.

11.

Herzen-Blume.

(Berliner Staffette 9. December 1828. Zweckloses Leben und Treiben 1829. S. 61.)

Wo morgenwärts die Meere sich ergießen,
Ist aus den Wogen eine Blum' entsprossen,
Daß ringsum nur die stillen Wasser fließen.

Was man erzählt von wonnereichen Düften,
Von wunderbaren Kelchen, Blättern, Schaften,
Weht hier und strahlt der Flut und sel'gen Lüften.

Die Sonne sank; schon flimmt der Sterne Funkeln:
Da duftets aus des Kelches tiefsten Winkeln,
Und bunte Strahlen zittern in den Dunkeln.

Ein Vogel naht, froh tönen ihm die Schwingen,
Taucht in den Kelch, der liebend ihn umfangen,
Und will entschlafend noch der Freundin singen.

Wird auch die Lieder, der ich treu mich mühte,
Wird auch den Sänger, der mit Liedern flehte,
Umschließen eines Herzens holde Blüte? —

12.

Ritornell.

(Proben 10.)

Ihr Nachtviolen, die am Gitter ranken,
Ihr dürfet rühren ihres Fensters Rinken,
In ihre Kammer duftend wehn und wanken.

Ich steh hier unten mit verzagter Cither,
Verschlossen find ich gar des Gärtchens Gatter,
Und schaue muthlos auf zum Blumengitter.

Nur nächtlich mögt ihr duften, Nachtviolen:
Ach, darf nicht auch mein Singen nur in kühlen
Nächten ertönen, heimlich und verstohlen?

13.

Si Sol Mi La Fa Re, Si Sol Mi La Si.

Aargauisch.

(Proben 14.)

I gon, i gon elleinzig,
Im grüene grüene Wald;
Do gsehni es Gänseblüemli:
Ha gmeint es seig es Lilgli gsi.
Ach Sare, liebe Sare:
Si sol mi la fare, si sol mi la si!

I rit, i rit so lustig
I der dunkle dunkle Nacht;
Do fallt vom Himmel es Schnüppli,
Ha gmeint, es seig es Sternli gsi.
Ach Sare, liebe Sare!
Sie sol mi la fare, si sol mi la si!

I ziehn, i ziehn am Brunne
Das runde runde Rad;
Do bricht etzwey mis Chrüegli:
Ha gmeint, es wäre fester gsi.
Ach Sare, liebe Sare!
Si sol mi la fare, si sol mi la si!

14.

Psalm.

(Proben 15.)

Die Blum in Waldesschlüften,
Das Gold in Erdenklüften,
Des Himmels Dach, des Meeres Grund,
Das alles ist dir, Herre, kund
Und hütens deine Hände,
Und alles himmelische Heer
Spricht deine Treu und Güte nie zu Ende.

Die Läuber an den Zweigen,
Die Halme, die sich neigen.
Des Meeres Sand, der Sterne Schaar,
Die bleiben unermessen gar
Mit Augen und mit Sinnen:
So mag auch, Herre, deinen Preis
Nie Menschen Mund vollenden noch beginnen.

15.

(Geburtstagsbogen: Zwecklose Hochzeitung oder Billwerderscher unpartheyischer Correspondent von Liebes- und Heiraths-Sachen. Am zweiten Mai im dritten Jahr, als die zweite zwecklose Hochzeit war.)

Auf allen Bäumen, über all' den Hügel
Erheben neuen Klang die muntern Vögel,
Die Nachtigall schwingt singend ihre Flügel.

Sie sitzt am Fenster drüben, still zu lauschen
Den Tönen, die hier wehend schweben zwischen
Den Zweigen, die zu horchen leiser rauschen.

O Nachtigall, dich muß ich wohl beneiden!
Wie Ihr zu singen ich auch nie vermieden,
Sie will den Sang zu hören stets vermeiden.

16.

(ebendort.)

Weiße Liljen, rothe Rosen,
Licht wie seine Wangen blühn,
Schaut mit euern linden losen
Blicken durch der Blätter Grün!

Späht mit Augen, bunte Blumen:
Naht er, den mein Herze liebt,
Der vor allen Königthumen
Meiner Seele Freude gibt?

Quellet aus den grünen Schlüften,
Blumenseelen, quellt hervor,
Ruft mit euern schönsten Düften
Den zum Freund ich mir erkor!

17.

Bei Sternenklang.

(ebendort.)

„Die Rosen, die hier glühend glänzen,
„Ruft keine dich zu Liebesscherz?
„Die Liljen, die den Garten kränzen,
„Traf keine dich mit süßem Schmerz?"
Wie kämen sie an dieses Herz?
Es dient der Fürstin aller Lenzen.

„Und lockt dich nicht der Sterne Prangen,
„Ihr heller Schein durch dunkle Nacht?
„Und hat dich keiner noch gefangen?
„Gebeut dir stolzem keines Macht?"
Ihr Sterne, sparet Eure Pracht!
Hier kommt der schöne Mond gegangen.

„Und hörst du nicht die Nachtigallen,
„Die dich umtönen nah und fern?
„Und lauschet keiner denn von allen
„Sehnsüchtig deine Seele gern?"
O stille! meines Glückes Stern
Hör' ich am Himmel klingend wallen.

18.

Morgenständchen.

(Zweckloses Leben und Treiben 1829 S. 44.)

Klinge leise, klinge Laute,
Töne heute
Leise, leise
In der holden Morgentraum,
Was ich einsam dir vertraute,
Was mich quälte, was mich freute,
Was ich scheute,
Leise, leise, töne kaum.

Wallet durch die stillen Lüfte,
Wallet Töne
Leise, leise
Ueber Blum' und Blüthenbaum
Wehet linde, schwebet Düfte,
Streifet, daß ich sie versöhne;
Holde Schöne,
Leise, leise ihren Traum!

Saget, wie der Morgensterne
Liebend, lugend
Leise, leise
Folgt der Sonne stolzem Gang,
Also schau ich zagend ferne
Nach der Schöne ihrer Jugend,
Ihrer Tugend,
Leise, leise ohne Wank.

Was ich einsam dir vertraute,
Töne heute
Leise, leise
In der holden Morgentraum,
Klinge leise, klinge Laute,
Was mich quälte, was mich freute,
Was ich scheute,
Leise, leise, töne kaum!

19.

Winter.

(Zweckloses Leben und Treiben 1829. S. 74.)

Die ganze Welt ist blühend bunt,
Die Engel hör' ich singen
Von einem rosenrothen Mund,
Von goldnen Treueringen.

Die Liebe findet immer Platz
Und öfter noch ein Plätzchen;
Hab' ich auch keinen goldnen Schatz,
Ich hab' ein goldnes Schätzchen.

Und ob's auch frieret, ob's auch schneit,
Jetzt kommt mein Lenz zur Stelle;
Nun war ich doch die längste Zeit
Ein led'ger Junggeselle.

20.

Weiß und Roth.

(Weinbüchlein der Zwecklosen Gesellschaft 19.)

Fort den weißen! gebt mir rothen!
Hassen muß ich solche Farbe:
Denn es sehen bleich die Todten,
Selber seh' ich bleich, ich Aermster,
Der ich aller Freude darbe.

Aber wehe! nur noch schlimmer
Ist es mir im Tausch ergangen:
Denn nun mahnt der rothe Schimmer
Mich an ihrer Lippen Röthe,
An den Schimmer ihrer Wangen.

21.

(Lewald VIII.)

Heut ist der Wein bei mir zu Gast
Mit seiner ganzen Heereskraft,
Mein Herz erkor er zum Palast
Und ist darin nun siedelhaft.

Die Lust, so da gefangen lag,
Hat er befreyt aus ihrer Haft;
Die Scherze, so gescheut den Tag,
Hat er hinauf an's Licht geschafft.

Heut wird es zum Bewußtseyn mir:
Wein ist ein ganz besondrer Saft;
Und hätt' ich heut' mein Liebchen hier,
Heut tränk' ich mit ihr Brüderschaft.

22.

(Lewald X.)

Um deine Liebe fleh' ich dich: an ihrer Statt genügt mir nicht
Des Grußes flücht'ge Freundlichkeit; um deine Liebe fleh' ich dich,
Um einen vollen Rosenkranz: ein Rosenblatt genügt mir nicht.

23.

(Lewald XII.)

Müde bin ich, schlafen möcht' ich, wo die schwarzen Kreuze stehen,
An der Mauer alte Linden, auf den Hügeln Halme wehen,
Daß die Liebe, die im Leben keine Seele mir gewonnen,
Daß der Frühling, der den Augen, der dem Herzen stets entronnen,
Endlich über meine Leiche seine frischen Blumen streue
Und die Kinder, die zum Grabe spielend kommen, noch erfreue.

24.

Regen.

(Poesieen der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins 204.)

Auf richtet eine Blume nach der andern
Die feuchte Krone lächelnd mit Verwundern,
Daß schon die Wetterwolken weiter wandern.

Und wieder geht die Sonn' im Blauen blinkend:
Funkelnd in Thränen blicken auf und dankend
Die feuchten Kelche wehend, wiegend, winkend.

Ach, wann dankt ihr im Kelche meines Herzen,
Auf das sich stürmend alle Leiden stürzen,
Lächelnd die letzte Thräne meiner Schmerzen?

25.

Zum Kinde worden.

(Ebendort 206.)

Sonst war und galt ich trotzig, rauh, unwankbar;
Wie jetzt ich bin, ist selber mir kaum denkbar:
Halb bin ich dankbar dir und halb undankbar.

Jetzt will ich nur von dir ein Händedrücken,
Ein gütig Lächeln nur, ein freundlich Blicken;
Ein Gruß von dir genügt mich zu beglücken.

Der hin zu dir ich Herz und Augen wende,
Gleich bin ich jetzt geworden einem Kinde,
Das nach den Sternen streckt die kleinen Hände.

26.

Der grüne Kranz.

(1831 gedichtet — Deutscher Musenalmanach 1833, 168.)

Der schönste Ort davon ich weiß,
Das ist ein kühler Keller;
Das schnellste Geld davon ich weiß,
Das ist der letzte Heller:
Der rennt so hurtig, so geschwind,
Und ruht nicht ehr als bis er findt
Rheinwein und Muscateller.

Der schönste Wein davon ich weiß
Läßt sich den rothen heißen,
Und einen schönsten kenn' ich noch,
Den nennt man nur den weißen:
Der eine hilft, der andre frommt,
Wer nur zur rechten Muße kommt
Sich beider zu befleißen.

Ein frischer Trunk vom Fasse her,
Darnach steht mein Verlangen:
Das sind die schönsten Häuser doch,
Dran grüne Kränzlein hangen;
Wo solch ein liebes Zeichen lacht,
Da ist mir recht in finstrer Nacht
Ein Sternlein aufgegangen.

Und wer das Liedlein hat erdacht
Und wer es hat gesungen?
Ein fahrnder Schüler hat's gemacht,
Der Wein hat ihn bezwungen:
Vor einem Faß, da ist sein Platz,
Ein volles Glas, das ist sein Schatz:
Es ist ihm wohlgelungen.

27.

Der Schmetterling.

(Deutscher Musenalmanach 1832, 160.)

In des Weines heil'gem Teiche
Hab' ich, was mich irdisch drängte,
Was sich lastend an mich hängte,
Alles abgestreift:
Wie die Seele von der Leiche
Scheid' ich ab vom alten Staube,
Weil Verklärung in der Traube
Diesen Sommer mir gereift.

Was mich an die Erde knüpfte,
Ließ ich freudig hinnen wandern;
Eines gab ich nach dem andern,
Rock und Hut und Schuh:
Jetzo hängt der ausgeschlüpfte
Schmetterling sich leicht und luftig
An den Blumenkelch, der duftig
Ueberquillt von seel'ger Ruh.

28.

An Chamisso zum 27. Januar 1832.

I.

Der Schlemihl war gegangen
Rund um die ganze Welt,
Er wußte jedes Eiland,
Er kannte jeden Belt:
Da hat des vielen Wanderns
Verdrossen ihn zuletzt,
Da hat der gute Schlemihl
Zur Ruhe sich gesetzt.

Und eben den Pantoffel,
Den dorten er vergaß,
Als ihm ein schlimmer Eisbär
Dicht auf den Fersen saß,
Den hat er jetzo wieder,
Der sitzt ihm nun so fest,
Daß er für alle Zeiten
Die großen Schritte läßt.

Und hat der gute Schlehmihl
Auch keinen Schatten mehr,
So hat er viel was schöners,
Drum kümmerts ihn nicht sehr:
Er hat ein Weib das liebend
Mit Armen ihn umfängt,
Das wie der beste Schatten
So treulich an ihm hängt,

Und weil ihn dort ein Eiland,
Zum König auserseh'n,
Und weil ja mit den Kön'gen
Die Sänger sollen gehn,
So rührt er nun in Muße
Ein helles Saitenspiel
Und singt zu Schimpf und Ernste
Der schönen Lieder viel.

Da darf er sich nicht grämen,
Wenn er im Spiegel schaut,
Daß ihm vom langen Wandern
Die Locken sind ergraut:
Was schadet's, wenn die Lippe
Sich jung zu küssen weiß,
Und wenn die grauen Locken
Umschlingt ein grünes Reis?

II.

Wem je der Wein die goldnen Pforten
Zu seiner Kammer aufgethan,
O welchen Hort vor allen Horten
Die hochbeglückten Augen sahn!
Da lagen alles Zaubers Wunder,
Da Mantel, Säckel, Hut und Ring;
Da glomm die Gluth, woran der Zunder
Des müden Herzens Feuer fing.

Im Weine der mit süßem Klingen
Vom Becher durch die Lippen fließt,
Da liegt der Schlüssel der zum Singen
Zuerst des Dichters Mund erschließt;
Er trinkt: ein Geisterreigen schaukelt
Sich auf der Fluth und singt ihm vor:
Er trinkt: da kommt die Schaar gegaukelt
Und leitet ihm das Schreiberohr.

Er trinkt: sie lösen alle Siegel,
Sie wollen alles ihm vertrau'n,
Sie thun ihm auf des Himmels Riegel,
Durch tausend Fenster kann er schau'n,
Kann schauen wo im Glorienscheine
Die höchste Majestät erstrahlt;
Dann helfen sie, wenn er mit Weine
Sich auf den Tisch die Maaße mahlt.

Nun denn, wem je nach heißem Dürsten
Ein übersel'ger Trunk gelang,
Der kennt auch aller Weine Fürsten

Und preist das Land, wo er entsprang:
Champagne, dir sey angeklungen!
Du bist es, die den Wein erzeugt;
Und doppelt Heil sey dir gesungen:
Du hast den Dichter groß gesäugt.

29.

Prolog.

(Am Dürerfest des Vereins der jüngern Künstler zu Berlin. 6. April 1832.)

Schön sind die Tage, wenn das milde Licht
Der Frühlingssonne sich auf's Feld ergießt,
Wenn alle Welt nach langem Todesschlaf
Mit einem Mal erwacht zu neuem Leben.
Da bricht das Hälmchen durch die schwarze Scholle
Und schaut neugierig zu dem Baum hinauf,
Ob er nicht auch ein grünes Kleid erwähle.
Da mag der Baum nicht hinter'm Hälmchen bleiben
Und Augen treibt und Knospen jedes Reis,
Und Aug' und Knospe eilt sich zu entfalten.
Nur eine Nacht: am Morgen steht der Baum
Vom Wipfel nieder festlich eingehüllt
In grüne Schleier, wunderbar und zierlich
Gestickt mit weißen und mit rothen Blumen.
Und weiter, immer weiter rennt die Pracht
Der Farben wie ein Feuer durch die Welt.
Es blitzt der krause Bach im Sonnenlicht
Wie flüssig Gold, und weil der Tag so blau,
So roth der Abend lächelt auf die Au,
Fehlt's auch an Veilchen und an Rosen nicht.

Schön ist die Zeit; es weiß die Nachtigall
Im dunkeln Busch geziemend sie zu preisen;
Die Lerche freut es, sie mit Heroldsstimme
Allmorgenlich von neuem zu verkünden;
Schön ist die Zeit: doch schönre Tage giebt es.
Die Tage sind's, wo in Erfüllung geht,
Was dunkel erst im Lenz die Erde träumte.
Denn Träume nur von einem künft'gen Glück,

Ahnungen nur von höherer Vollendung,
Nur frohe Wünsche, sel'ge Hoffnungen,
Gelübde nur, doch selber keine That,
Sind jene Blumen, die den Frühling schmücken.
Der Traum wird wahr, gelöst wird das Gelübde
Im Herbste, wenn die Blüthe wird zur Frucht,
Wenn freundlich sich der Wipfel niederneigt
Von purpurrothen Bällen voll und schwer,
Wenn am Spalier die blaue Traube lacht,
Wenn sich das Körnchen, das der Sämann säte
Und Gott empfahl mit freudigem Gebete
Auf schlankem Halme wiegt verhundertfacht.

O milder Herbst, nun hört mans ohne Zagen,
Daß an die Thüre schon der Winter klopft,
Der an der Hand die bösen Tage führt,
Wo weder Blüthe noch die Frucht gedeiht,
Wo trauernd ihr Gesicht verhüllt die Sonne,
Weil ihr vor jener farbenlosen Wüste
Da unten graut. Wir aber können's tragen.
Denn alle Scheuern, alle Speicher hat
Des Herbstes Hand mit goldner Frucht gefüllt.
Der Winter flieht, es kommt die Zeit des Säens:
Mildthätig hat der Herbst auch dies bedacht,
Und Saat ist da für neue reiche Ernten!
Und Wein ist da! in duft'gen Kammern liegt
In langer Reihe Faß an Faß geschmiegt,
Der Brunnen, der nach manchem Menschenalter
Noch Heilung einer müden Seele bringt,
Der frische Hauch, von dem das Herz erklingt
Und Lieder klingen aus des Dichters Psalter.

Und solchem Herbst, der eines Frühlings Kind
Und eines neuen Frühlings Vater ist,
Dem frischen milden gottgesegneten
Fruchtreichen Herbst laßt mich die Zeit vergleichen,
Die jenen auserwählten Mann gebar,
In deß Gedächtniß wir vereinigt sind,
Ihn, den vor allen schmückt der Kranz der Ehren.

Als jene hochbeglückten Maientage
Des Minnesangs, des stolzen Ritterthums,
Voll blauer Luft und goldnen Sonnenscheins
Hernieder auf die deutschen Lande lachten,
Da war der Frühling auch der deutschen Kunst.
Sie blühte lieblich, wie die Rose blüht,
Und herrlich, wie die Lilje blüht im Feld,
Bescheiden, wie der Reben Blühen ist,
Unscheinbar wohl, doch mit prophet'schem Duft
Die künft'gen Wunder alle schon verrathend.
Ein Frühling war's; doch war's ein Frühling nur,
Und manches Blatt vergieng am Sonnenstrahl,
Und manche Blüthe ward dem Wind zum Raube.
Da kam der Herbst: da stand mit einem Mal
Voll gold'ner Frucht das ganze weite Thal,
Und längs dem Hügel sonnte sich die Traube;
Verklärt entsproß der Frühlingsblumenflor
Und schwamm als Duft im Schaum des süßen Weines;
Verschönert brach der Glanz des Sonnenscheines
Aus vollem Kelche goldner Flut hervor.

Und trefflich hat sich dieser Herbst bewährt.
Ein langer Winter kam, da er geschieden;
Doch reiche Schätze blieben hinter ihm,
In deutschen Herzen sorglich aufbewahrt
Und still gehegt von deutscher Lieb' und Treue.
Schier war die Kunst ganz von der Welt verschwunden;
Es äffte träge nur des Winters Spott
Mit eis'gen Blumen noch den Frühling nach.
Da kam er selbst, da kam die Frühlingssonne,
Da ward zu Wasser, was vom Wasser war.
Frei schien das neue Licht in jede Kammer,
In jedes Herz und rief hinaus in's Freie.
Nun gieng's an's Werk, nun wurden ausgesät
Des väterlichen Herbstes Samenkörner.
Es wogt von Halmen wiederum das Feld,
Mit bunten Blumen ist die Au bekränzt,
Und schon beginnt ein Kreis von neuen Ernten:
Dank jenem Herbst, von dem uns kam der Samen,

Dem Herbste Dank, von dem die Blüthen kamen,
Von dem die Früchte so zu reifen lernten!

Du hast uns hoch begnadet, reicher Gott,
Daß wir uns dürfen zu dem Frühling rechnen.
Du hast den Samen fröhlich keimen lassen,
Daß junges Grün aus dunkler Furche sproß;
Mit Blüthen hast die Zweige du bekleidet:
Daß wir auch Früchte tragen, steht bei dir.
O schenke gnädig jeglichem sein Maaß
Von Freud' und Leid: nicht bloß der Sonnenstrahl,
Es bringt der Regen auch die Frucht zur Reife.
O schaue huldreich her auf diesen Frühling!
Wir sind des Traumes, sind der Hoffnung voll:
Laß in Erfüllung gehn, was wir noch träumen!
Herr, wir geloben: hilf zum guten Werk!
Und wenn es gut ist, daß dem stärkern Baum
Vertraulich sich die schwache Rebe gatte,
Und wenn es schön ist, daß ein Blumensaum
Den Rand des Ackers farbenbunt beschatte,
So laß uns alle, die ein Band vereint,
Das Band getreulich allezeit bewahren,
Und laß den Stern, der unsrer Liebe scheint,
Uns noch ein Zeichen sein in späten Jahren.

30.

An Franz Kugler.

Es war im Lenz; die Seele mir zu läutern,
Mein Auge neu zu kräft'gen,
Lustwandelt' ich im Walde mit Entzücken:
Da fand ich Einen eifrig sich beschäft'gen,
Nach Blumen und nach Kräutern
Sich hier und dort und wieder dort zu bücken.
Jetzt hielt er ein mit Pflücken
Und fragte mich „wie? soll ich's lieber lassen?"
Kaum sagt' er das, so neigt' er sich schon wieder
Nach andern Blumen nieder:
Hätt' ich gesagt, es möchte sich nicht passen,
Hätt' er es drum gelassen?

So ist's mit dir, mein Franz:
Was hülf' es, spräch' ich anders als ich spreche?
Du brich dir Strauß und Kranz:
Mich freun die Blumen, weil ich keine breche.

31.

Zu Goethes Geburtstag.

28. August 1832.

Le roi est mort: vivent les rois!
Inschriften für eine Denkmünze.

Stirnseite.

Von den eignen Purpurgluten trunken,
Ist zu Thal gesunken
Nun die Sonne die am Himmel stand:
Fahl und farblos ist die bunte Heide,
Trauernd steht der Wald im schwarzen Kleide,
Freudelos das ganze weite Land.

Weine nicht, mein Auge, laß dein Zagen!
Wieder soll es tagen,
Wieder glänzen durch den Himmelssaal:
Sterne sollen flimmern durch die Blätter,
Röthen soll bei Nachtigallgeschmetter
Sich die Rose nun am Mondenstrahl.

Kehrseite.

Wenn die bunten Blumen sind verschwunden,
Zu denselben Stunden
Stellt der Frühling sich der Blätter ein:
Nun die Bäume gelb und blau und roth sind,
Ei was schadet's, daß die Blumen todt sind?
Jedes Blatt will eine Blume seyn.

Unser aller Meister gieng von hinnen:
Seht, nun wird beginnen
Recht der Altweibersommerspaß:
Hundert Kronen statt der einen Krone,
Statt des einen Thrones hundert Throne
Hundert Kön'ge, wo nur einer saß!

33.

O thöricht Kind!

Es sah einmal ein Kind in einem Bronnen
Das Spiegelbild der Sonnen:
Da hat es über'n Born ein Netz gehangen,
Die Sonne sich zu fangen,
Wie Kinder sind:
Doch blieb die Sonne diesmal ungefangen.
O thöricht Kind!

Einstmals behagt' auch einem Kind das Scherzen
Des Windes mit den Kerzen:
Gleich griff es zu und schloß die blanken Dinger
Behend' in seine Finger,
Wie Kinder sind:
Da hatt' es nichts als zehn verbrannte Finger.
O thöricht Kind!

Einst flocht ich auch mit meinen besten Sinnen,
Ein Weib mir zu gewinnen,
Von Lieb' und Treu' und Schmerz ein Netz zusammen
Dreist griff ich in die Flammen,
Wie Kinder sind:
Die Sonne floh, es brannten mich die Flammen.
O thöricht Kind!

34.

Todt.

(1832 gedichtet. Deutscher Musenalmanach 1833, 173.)

Ja flicht mir Blumen, gutes Kind,
Die schönsten, die im Garten sind,
Zu Kranz und Strauß:
Schmückt man die Hingeschiednen nicht
Mit Blumen aus?

Ich weiß, einst kannte diese Brust
Auch ihren schmalen Theil der Lust
Und ihren Schmerz,
Einst war von Muth und Zorn bewegt
Auch dieses Herz.

Es war ein starkes Zauberwort,
Das so mich band an's Leben dort.
Wie klang es doch?
Verstünd, ich nur mein Herz — es tönt
Und zittert noch.

Wo ist mein Muth? er ist gelähmt:
Und wo mein Stolz? er ist gezähmt:
Was taug' ich mehr?
Es ist ja Tag: was wandl' ich noch
Bei Euch umher?

Ja flicht mir Blumen, gutes Kind,
Die schönsten, die im Garten sind,
Zu Kranz und Strauß:
Schmückt man die Hingeschiednen nicht
Mit Blumen aus?

32.

Feld- und Waldlied.

(Alpenrosen 1833, 141.)

In frischer Luft und Sonnenschein
Da thut sich auf die Brust
Und wird zu gutem Sange rein
Und offen für die Lust;
Und weil das Auge sich erschwingt,
Erschwingt sich auch das Herz
Und jubelt, wie die Lerche singt,
In Liedern himmelwärts.

Nun ja, wir haben auch daheim
Im Winter trüb und kalt
Gesungen manchen guten Reim
Und Weisen mannigfalt;
Doch war's ein halbes Singen nur
Und nur ein halbes Glück;
Die Lieder klangen ohne Spur
Von tauber Wand zurück.

Wie schöner ist's im grünen Wald,
Wo's lustig weht und rauscht,

Wo uns vom stillen Aufenthalt
Die Nachtigall belauscht,
Wo uns mit munterm Zwischensang
Der Finken Schaar umschwärmt:
Wie schöner ist's mit Sang und Klang
Im grünen Wald gelärmt!

Die Bäume schütteln rings ihr Haupt
Und wundern sich gar sehr,
Sie hörten nie, seit sie belaubt,
Ein solches Singen mehr.
Wir aber ziehn mit lautem Schall
Das grüne Thal entlang
Und horchen auf den Wiederhall
Ob's gut und richtig klang.

35.

Müde bin ich.

(1832 gedichtet. Deutscher Musenalmanach 1834, 383).

Müde bin ich: legt in's kühle
Tiefe Grab mich fest hinein,
Gebt mir einen Stein zum Pfühle
Und zum Deckbett einen Stein.

Daß ich nie in bösem Traume
Aufwärts recke meine Hand,
Nie nach meiner Liebsten Saume
Greife durch den leichten Sand.

Nie der Liebsten möge zeigen,
Was mir heiß am Finger brennt,
Funkelnd Gold, das treu und eigen
Dieser bleichen Hand sie nennt.

36.

Auf dem Kirchhofe.

(1832 gedichtet. Neuere Gedichte 14).

Die Trauer saß vor meinem Bette
Und hielt mich munter:
Nun stieg sie auch an dieser Stätte
Zu mir herunter.

Und schmiegt sich eng' an meine Seite
Und flüstert leise:
„Es geht da oben in der Weite
Nach alter Weise.

Und spürst du, wessen Kleid am Grabe
Die Halme rühret?
Der Liebsten, die ein frischer Knabe
Zur Kirche führet."

37.

Der Kranz.

(gedichtet im Herbst 1832. Neuere Gedichte 11.)

Freunde, keine Lorbeerkrone,
Die der nächste Morgen raubt,
Einen Kranz von duftgem Mohne
Windet um des Dichters Haupt.

Denn er hat sich einst vermessen,
Froh zu seyn durch Lieb' und reich:
Da geziemt ein tief Vergessen
Und ein Schlaf dem Tode gleich.

38.

(gedichtet im Herbst 1832.)

Er ist der Töpfer, du der Topf:
Er bricht dich, wann er will, in Scherben;
Er faßt dich, wann er will, beim Schopf
Und stürzt hinab dich ins Verderben.

Sein göttlich Wissen gab dir Gott
Und gab dir nicht sein göttlich Leben:
Da war die Gnade nur ein Spott,
Ein bittrer Hohn das milde Geben.

Was soll der Funk' in deiner Brust?
Er hilft dich eher nur ermorden.
Wirst du des Feuers dir bewußt,
So bist du auch zur Asche worden.

39.

Der Zeisig.

(gedichtet im Herbst 1832. Neuere Gedichte 22.)

Was hilft sein frohes Lied dem Zeisig?
Zuletzt ergreift ihn doch das Weh:
Er fliegt und scharrt im dürren Reisig
Und pickt sich Körner aus dem Schnee.

Ja wenn der Himmel ihm vergönnte,
Daß er von Sorgen unberührt
Ein stilles Nest sich bauen könnte,
Wo nie ein Herbst das Laub entführt!

40.

Sommersang den Sommer lang.

(gedichtet im Frühling 1833. Neuere Gedichte 107.)

Singe, liebes Lerchlein, singe,
Singe heuer, weil du lebst
Und dich noch auf leichter Schwinge
Ueber Gras und Korn erhebst.

Hoffe nicht von andern Jahren,
Was das eine Jahr dir bot:
Wenn der Sommer ist verfahren,
Kommt der Herbst und kommt der Tod.

Die so froh im Felde sangen,
Ach! in Leipzig werden sie
Eingefangen, aufgehangen,
Allzusammen, du und die.

Und gegessen und vergessen
Bis zum nächsten Lerchenfang.
Sing', o Lerchlein, unterdessen
Deinen Sommer, deinen Sang!


E. BOSSERT. BASEL